

ÖSTERREICHISCHES JÜDISCHES  
MUSEUM IN EISENSTADT

OJM\_BIB\_LT\_286

# Jüdische Sagen und Legenden

VON

Dr. Bernhard Kuttner

III. Bändchen



Verlag von J. Kauffmann  
Frankfurt am Main



Jüdische  
Sagen und Legenden

für

jung und alt

gesammelt und wiedererzählt

von

**Dr. Bernhard Kuttner,**  
Professor an der Realschule Philanthropin zu Frankfurt a. M.

*Bernhard Kuttner*

3. Bändchen.



Frankfurt am Main.  
Verlag von J. Kauffmann.  
1904.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde  
Sprachen, behält sich der Verfasser vor.

Druck von M. Lehrberger & Co., Rödelsheim.

B-21-4

# Inhalt

des 3. Bändchens.

Nr.		Seite
42.	Abraham besucht Ismael . . . . .	1
43.	Josef bei Potiphar . . . . .	2
44.	Gottes Wort ist nur für Menschen . . . . .	8
45.	Die Weisheit des Knaben David . . . . .	9
46.	Joab . . . . .	12
47.	Salomo und die Schlange . . . . .	17
48.	Das höhere Verdienst . . . . .	20
49.	Onkelos . . . . .	23
50.	Matthia b. Charasch . . . . .	26
51.	Die Sabbatengel . . . . .	27
52.	Die Sabbat Speise . . . . .	27
53.	Bar Kappara . . . . .	28
54.	Keine Überraschung . . . . .	36
55.	Ein geduldiger Lehrer . . . . .	36
56.	Almosengeben rettet vom Tode . . . . .	37
57.	Nahum aus Gimso . . . . .	38
58.	Uneigennütziges Wohlthun . . . . .	41
59.	Gelehrtdünkel . . . . .	42
60.	Die beste Ware . . . . .	44
61.	Das erste Ehejahr . . . . .	45
62.	Kindlicher Gehorsam . . . . .	49
63.	Die Unramkirche zu Mainz . . . . .	52
64.	Die schnelle Reise . . . . .	54
65.	R. Jechiel . . . . .	58
66.	Der verschlossene Kasten . . . . .	61
67.	Der Rahme . . . . .	66
68.	Warum die Wormser Juden besonders viel heimgesucht wurden . . . . .	67
69.	Die Herren von Dalberg . . . . .	68
70.	Die beiden Unbekannten . . . . .	69
71.	Die Zaubergans . . . . .	70
72.	Rabbi Meir von Rotenburg . . . . .	73

### Abkürzungen.

T. wej. = Sefer Tam wejaschar, Sulzbach 1783.

R. Mb. = Maassebuch, Rödelheim 1753.

W. Mb. = Maassebuch, Wilmersdorf o. J. <sup>1)</sup>

Pr. Mb. = Maassebuch, Prag, z. Z. Leopolds I. (17. Jahrhundert).

M. niss. = Sefer maasse adonai umaasse nissim,  
Amsterdam, Propus, 1723.

---

1) Gemeint ist Wilhermsdorf bei Nürnberg.

Eines Tages sprach Abraham zu seiner Frau Sara: „Ich trage großes Verlangen nach meinem Sohne Ismael, denn es sind schon Jahre her, daß ich ihn nicht gesehen habe.“ Er bestieg also ein Kamel und ritt in die Wüste, wo sich Ismael aufhielt. Um die Mittagszeit hielt er vor dem Zelte seines Sohnes an.

Im Zelte saß Ismaels Weib mit den Kindern; Ismael selbst und seine Mutter Hagar waren nicht zu Hause. Auf die Frage nach ihrem Manne erwiderte das Weib, er sei auf die Jagd gegangen.

Abraham, der noch immer auf dem Kamele saß, sprach nun zu ihr: „Meine Tochter, gib mir doch einen Trunk Wasser, denn ich bin matt vom Wege und der Hitze!“ Das Weib aber, ohne aufzustehen oder auch nur aufzusehen, erwiderte: „Wir haben kein Wasser und auch kein Brot.“ Sie dachte auch nicht einmal daran, Abraham zu fragen, wer er sei. Dagegen hörte dieser, wie sie mit den Kindern schrie und zankte und sie samt ihrem Vater mit Schimpfworten belegte.

Da ward es dem greisen Patriarchen weh ums Herz. Er rief dem Weibe zu und sprach: „Sage doch deinem Manne, wenn er heimkehrt, ein Greis aus dem Philisterlande hat ihn besuchen wollen, hat so und so ausgesehen, du hast ihn aber nicht gefragt, wer er sei. Und der Greis läßt dir sagen, der Nagel in deinem Zelte taugt nicht, du sollst ihn beseitigen und einen andern an seine Stelle tun.“

Damit ritt Abraham wieder fort.

Als Ismael heimkam, erzählte ihm seine Frau von dem Greise und richtete auch seinen Auftrag aus. Da merkte Ismael, daß es sein alter Vater gewesen sei, dem seine Frau so wenig Ehre angetan, und verstand den Wink,

den er ihm mit dem Zeltnagel geben wollte. Er verstieß sein ägyptisches Weib und nahm ein anderes aus Kanaan.

Nach drei Jahren dachte Abraham wieder einmal daran, seinen Sohn Ismael zu besuchen. Er begab sich also zu ihm und traf ihn wieder nicht zu Hause; denn er strich, wie gewöhnlich, durch Wald und Feld. Aber seine Frau trat sogleich aus dem Zelte redete ihn freundlich an und bot ihm Speise und Trank.

Abraham jedoch erwiderte: „Ich habe Eile und will nicht erst vom Kamele heruntersteigen; aber durstig bin ich vom Wege, gib mir einen Trunk Wasser!“ Da drang die Frau in ihn, ihre Gabe nicht zu verschmähen, und so aß und trank er, war frohen Mutes und dankte Gott in seinem Herzen, daß Ismael eine so brave Frau hatte.

Als er sich heimwärts wandte, sagte er zur Frau: „Höre, meine Tochter, wenn dein Mann zurückkommt, so sage ihm, ein Greis aus dem Philisterlande habe ihn besuchen wollen, hat so und so ausgesehen, und du habest ihn mit Speise und Trank erfrischt; auch sollst du ihm in meinem Namen ausrichten, der Nagel in seinem Zelte sei sehr gut, er solle ihn darin lassen.“

Als Ismael heimkam, berichtete ihm die Frau alles getreu, und Ismael merkte, daß es sein Vater gewesen war und freute sich, daß seine Frau ihn gastfreundlich und ehrerbietig aufgenommen hatte.

Als bald machte er sich mit seinem Weibe und seinen Kindern auf, um den Besuch seines Vaters im Lande der Philister zu erwidern.

(T. wej. 21d—22b)

43.

### Josef bei Potiphar.

Josef war so schön, daß in ganz Aegypten seinesgleichen nicht zu finden war. Seine Herrin, das Weib des Potiphar, entbrannte alsbald in heißer Liebe zu ihm und konnte nicht mehr ohne ihn sein.

Um seine Aufmerksamkeit zu erregen, schmückte sie sich täglich anders, aber Josef wagte nicht einmal, seine Augen zu ihr aufzuschlagen; sie redete stets in freundlichen und liebevollen Worten zu ihm, aber er schien sie gar nicht zu verstehen.

Nun sagte sie ihm gerade heraus, wie er so schön von Gestalt und Angesicht wäre, und wie sie noch niemals einen so schönen Diener gesehen hätte. Josef erwiderte in aller Einfachheit: „Der alle Menschen geschaffen, der hat eben auch mich geschaffen.“

„Und mit deinen wunderbaren Augen,“ fuhr sie fort, „bezauberst du alle Männer und Frauen Agyptens.“

„Das mag sein,“ erwiderte Josef, „so lange ich lebe; aber sobald ich tot bin, möchtest du wohl nicht mehr hineinschauen wollen.“

„Und wie süß ist der Klang deiner Stimme! Ach, hole doch die Harfe aus meinem Gemach und singe mir; in Wonne will ich dir lauschen.“

„Süßer noch ertönt meine Rede,“ antwortete Josef, „wenn ich das Lob meines Gottes anstimme.“

„Wie reizend ist das Haar auf deinem Haupte! Hole doch den goldenen Striegel aus meinem Gemach und striegle es!“

Aber Josef rief: „Herrin, wie lange willst du mir noch solche Worte reden? Ich will an meine Arbeit gehen, und du geh zu der deinigen!“

Da rief sie ihm zur Antwort: „Mit dir mich zu beschäftigen, dich anzusehen und mit dir zu reden, soll meine einzige Arbeit sein im Hause.“

Josef aber schaute bei allen ihren Reden unverwandt zu Boden und sah sie mit keinem Blicke an. Doch Suleika empfand zu ihm so heiße Liebe, daß sie nicht mehr ohne ihn leben konnte. Sie suchte ihn bei seinen Geschäften auf und setzte sich ihm gegenüber, um ihm zuzusehen und ihn zum Sprechen zu bringen. Aber Josef sah sie nicht an. Selbst ihre Drohung, wenn er ihr weiter so widerstehen

werde, so wolle sie ihn anklagen und in Fesseln legen lassen, hörte er gelassen an und erwiderte, ohne aufzublicken: „Der Gott, der Himmel und Erde geschaffen, kann mich auch aus eisernen Fesseln befreien.“

Da sie nun weder durch Güte, noch durch Drohungen Josefs Gegenliebe gewinnen konnte, so verfiel sie in eine schwere Krankheit. Und es kamen ihre Freundinnen, um sie zu besuchen und entsetzten sich, als sie sahen, wie sie abgemagert war.

„Wer hätte das gedacht,“ riefen sie aus, „daß du so elend werden könntest, du, der doch in der Welt nichts mangelt, die alles hat, wonach ihr Herz gelüftet.“

Darauf erwiderte Suleika: „Ihr sollt noch heute die Ursache meiner Krankheit kennen lernen.“

Dann lud sie sie zu einem Festmahle ein, das sie am selben Tage ihnen geben wollte, und alle kamen. Zum Nachtisch gab sie ihnen die schönsten Äpfel und scharfe Obstmesser dazu. Josef aber, festlich gekleidet, reichte sie ihnen.

Als die Frauen ihn sahen, waren sie wie bezaubert und konnten ihre Augen nicht mehr von ihm wenden, so daß sie sich alle in die Finger schnitten und die Äpfel blutig wurden.

Da rief Suleika: „Aber was tut ihr denn? Warum ißt doch keine von den herrlichen Äpfeln und schneidet sich die Finger blutig?“

Nun erst bemerkten die Frauen, daß ihnen das Blut von den Händen troff und gestanden der Suleika, sie wären von der Schönheit ihres Dieners so betroffen und in seinen Anblick so versunken gewesen, daß sie nichts anderes gesehen und empfunden hätten.

Da erwiderte Suleika: „Und doch habt ihr ihn nur einmal gesehen! Wie soll es mir ergehen, die ich ihn beständig in meinem Hause aus- und eingehn sehe? Begreift ihr nun, warum ich so dahinsieche?“

Und sie riefen alle: „Wir begreifen es. Aber da er dein Sklave ist, was brauchst du so dahinzuschwinden? Sieh doch zu, daß du dich ihm offenbarst!“

„Das habe ich getan,“ sprach Suleika, „aber alle meine Liebesbeteuerungen habe ich vergebens verschwendet, er ist zu tugendhaft, um mir Gegenliebe zu schenken.“

Von ihren Hausleuten aber wußte niemand um das Geheimnis ihrer Krankheit, am allerwenigsten ihr Gatte Potiphar; nur die Frauen, die sie besuchten, wußten darum, denn sie hatte es ihnen ja anvertraut. Und diese rieten ihr, da sie den Josef weder durch gute noch durch böse Worte habe gewinnen können, es mit der List zu versuchen.

Eines Tages nun, als Josef im Hause seine Arbeit tat, trat sie plötzlich herein und stürzte auf ihn zu; er aber stieß sie heftig von sich.

Da hub sie bitterlich zu weinen an. „Du verschmäht mich also!“ rief sie aus. „O, umsonst habe ich mich zu dir herabgelassen, ich, die Herrin, zu meinem Knechte! Wie, bin ich dir etwa nicht hübsch genug? Und doch hat man mich immer schön geheißt! Oder fürchtest du dich vor meinem Manne, deinem Herrn? Beim Leben des Pharaos, nichts soll dir jemals von ihm geschehen! O, so erbarme dich meiner Not, ich liebe dich, und wenn du mir kein Gehör schenkst, so muß ich sterben.“

Josef erwiderte: „Herrin, halt' ein und sprich nicht mehr solche Worte! Wohl ehrt mich deine Liebe, aber mein Herr hat mich noch mehr geehrt. Siehe, Hab und Gut hat er mir anvertraut, alle Hausleute sind mir untergeben, nur du nicht, du, sein Weib, dieweil du ihm allein gehörst. Wie sollte ich sein Vertrauen täuschen und eine Sünde begehen gegen meinen Herrn und gegen den Ewigen, meinen Gott? Darum hör' auf, solche Worte zu mir zu reden, denn niemals werde ich deinen Wunsch erfüllen.“

Aber Suleika gab ihre Sache noch nicht verloren und sann auf neue List.

Einst geschah es, daß der Nil zu steigen begann, um, wie alljährlich, über seine Ufer zu treten und Aegypten zu überschwemmen. Dann pflegten sich die Aegypter hinaus an den Fluß zu begeben und im Freien ein Freudenfest abzuhalten. So geschah auch damals, und Potiphar und seine Leute waren auch dabei. Suleika aber war daheim geblieben; sie war ja krank.

Sobald sie allein im Hause war, schmückte sie sich wie eine Königin, schminkte ihr Angesicht, verbreitete in ihren Gemächern die köstlichsten Wohlgerüche und setzte ihren Stuhl an die Thür, durch die Josef eintreten mußte.

Bald genug kam Josef; aber als er seine Herrin erblickte, kehrte er um. Da rief sie ihm zu, und er blieb stehen. „Warum kehrst du um?“ fuhr sie fort, „komm nur, ich mache dir schon Platz.“ Und Josef kehrte zurück und ging an seine Arbeit.

Sie aber folgte ihm, stellte sich vor ihn, geschmückt wie eine Königin und von dem berauschenden Dufte ihrer Kleider umhüllt, und rief: „Beim Leben des Pharaoschwör' ich: Wenn du mir nicht sogleich zu Willen bist, so mußt du noch heute sterben!“ Damit zog sie unter ihren Kleidern einen Dolch hervor und zückte ihn auf Josef. Erschreckt wandte er sich zur Flucht. Aber sie hatte ihn bereits an seinem Gewande über der Brust gefaßt, und als sich Josef gewaltsam von ihr losmachte, riß das Gewand; Suleika behielt es in ihrer Hand, und Josef eilte zur Thür hinaus.

Nun geriet sie in Furcht. „Wie, wenn das bekannt würde?“ Aber sie faßte einen schnellen Entschluß. Schnell legte sie wieder ihre gewöhnliche Kleidung an, begab sich an ihren gewohnten Sitz und legte das Gewand Josefs neben sich. Dann sandte sie einen Knaben hinaus, um ihren Mann vom Feste am Nil zu rufen.

Vor ihrem Hausgesinde aber rief sie mit lauter Stimme: „Seht, mein Mann hat uns einen hebräischen Sklaven gebracht, der mir heute Gewalt antun wollte, weil er glaubte,

ich sei allein im Hause. Da ich aber schrie, erschrak er, lief davon und ließ sein Gewand bei mir." Und als Potiphar heimkehrte, erzählte sie ihm dasselbe. Er glaubte es, geriet in flammenden Zorn und gab Befehl, den Josef zu peitschen.

Josef aber betete in seinen Schmerzen: „Herr, Gott, du weißt, daß ich unschuldig bin; warum soll ich unter den Händen dieser Bösewichte sterben, denen ich nichts getan habe?“

Da öffnete Gott einem unmündigen Kindlein von elf Monaten den Mund, und es rief aus: „O, ihr Männer, warum mißhandelt ihr diesen unschuldigen Mann? Er hat nichts getan, und meine Mutter hat gelogen; sie ist die Schuldige. Höret nur!“ Und damit erzählte das Kind den ganzen Hergang, und als es fertig war, verlor es wieder seine Sprache.

Erstaunt hörten die Männer zu, und Potiphar, der den Josef nicht einmal angehört hatte, empfand tiefe Scham. Um aber seine Frau zu retten, stellte er Josef vor die Richter, damit sie ihr Urteil über ihn sprechen sollten. Von ihnen zur Rede gestellt, schwur Josef bei seinem Gotte, daß er unschuldig und bereit sei zu sterben, wenn ihm irgend ein Unrecht nachgewiesen würde.

Die Richter ließen nun Josefs Gewand zur Stelle schaffen, und als sie sahen, daß der Riß sich vorn über der Brust befand, so sprachen sie zu Potiphar: „Der Knecht ist unschuldig, deine Frau hat zuerst die Hand nach ihm ausgestreckt. Aber um deine Frau nicht dem Gerede auszusetzen, soll der Knecht ins Gefängnis.“

So kam Josef ins Gefängnis und blieb daselbst zwölf Jahre.

Auch hier suchte ihn Suleika auf und versprach ihm die Freiheit, wenn er sie erhören wollte, aber Ketten und Pein, wenn er sie noch weiter verschmähte. Doch Josef erwiderte: „Besser, ich bleibe im Kerker, als daß ich sündige. Gott wird mich vor allem Bösen beschützen, das du mir zufügen willst.“

So mußte sie endlich von ihm abstehen. (T. wej. 45.)

## 44. Gottes Wort ist nur für Menschen.

Als Mose in den Himmel stieg, weil Gott dem Volke Israel sein Wort verkünden wollte, traten alle Engel hin vor Gottes Thron und sprachen: „Herr der Welt! Neunhundertvierundsiebzig Menschenalter hast du dieses Kleinod nicht von dir gegeben, sondern es verborgen; und jetzt willst du es einem Menschen geben? Was ist der Mensch denn, daß du seiner achtest? <sup>1)</sup> So laß doch deine Herrlichkeit im Himmel!“ <sup>2)</sup>

Da sprach der Herr zu Mose: „Mein Knecht, gib ihnen Antwort, wenn du es vermagst!“

Und Mose sprach: „Das vermag ich wohl; allein ich fürchte, daß der Feuerhauch, der ihnen aus dem Munde geht, mich töten möchte.“

„So fasse meinen Thron,“ sprach Gott, „und dann gib ihnen Antwort!“ Mose tat es und begann wie folgt:

„O Herr, das erste deiner heiligen Worte heißt: ‚Ich bin der Ewige, dein Gott, der dich aus dem Aegypterland herausgeführt.‘ Nun sagt, ihr Engel: seid ihr denn im Aegypterland gewesen? Hat man euch geknechtet? Mußte Gott euch aus Aegypten führen? Darum kann dieses Wort für euch nicht gelten.“

Und nun das zweite Wort! Es heißt: ‚Du sollst nicht andre Götter vor mir haben!‘ Ja, lebt ihr denn, wie wir, unringt von Götzendienern, die euch zum Götzendienste verleiten könnten? Darum kann auch dieses Wort für euch nicht gelten.“

Und weiter heißt es: ‚Du sollst den Namen Gottes nicht zum Falschen brauchen!‘ Nun sagt mir: treibt ihr Handel und Gewerbe, daß man euch deswegen warnen müßte falsch zu schwören?

1) Ps. 8, 5. 2) Ps. 8, 2.

Das vierte Wort befiehlt den Sabbattag zu heiligen. So sagt mir nur: was ist denn euer Werk, das ihr am Sabbat nicht verrichten dürftet?

Das fünfte Wort gebietet, daß man seine Eltern ehre. Habt ihr einen Vater oder eine Mutter, daß man euch befehlen müßte, sie zu ehren?

Und wenn noch weiter Mord und Ehebruch und Diebstahl, sowie Lügen oder sündliches und neidisches Begehren untersagt sind — kennet denn auch ihr den Haß, den Neid und die Begier, daß man sie euch verbieten muß? Darum gestehet nur, daß ihr der Gottesworte nicht bedürftet!"

Als das die Engel hörten, schwiegen sie, und jeder lehrte ihn einen weisen Spruch — sogar der Todesengel.

(Pr. M. No. 225.)

#### 45. Die Weisheit des Knaben David.

Zur Zeit des Königs Saul lebte im Lande Israel ein wohlhabender Mann, der besaß ein sehr schönes Weib, auf das der Verwalter jener Landschaft schon längst sein Auge geworfen hatte. Als nun der Mann gestorben war, fürchtete das Weib, der Verwalter würde sie nun wegen ihrer Schönheit und ihres Geldes mit Gewalt zu sich nehmen und beschloß deshalb, ihre Heimat zu verlassen.

Sie nahm einen großen Krug, füllte ihn zur Hälfte mit Goldstücken, goß dann Honig darüber bis zum Rande und übergab den Krug in Gegenwart von Zeugen einem aus der Verwandtschaft ihres toten Mannes zum Aufbewahren bis zu ihrer Wiederkehr. Dann zog sie aus der Stadt.

Nun begab es sich, daß der Verwandte, der den Krug in Verwahrung genommen hatte, die Hochzeit seines Sohnes hielt und ein wenig Honig brauchte; und da er eben keinen im Hause hatte, so gedachte er dem anvertrauten Krüge etwas zu entnehmen, um es später wieder zurückzugeben.

Wie er aber den Honig aus dem Kruge goß, gewahrte er die Goldstücke darin, holte sie alle heraus und füllte den Krug mit Honig.

Inzwischen starb der Verwalter jener Provinz, und die schöne Witwe kehrte alsbald in ihre Heimatstadt zurück. Nichts Böses ahnend holte sie den Krug, um ihm in ihrer Wohnung die Goldstücke zu entnehmen.

Aber wie erschrak sie, als sie nur Honig in ihm fand und merkte, daß der Verwandte sie betrogen hatte! Doch gab sie noch nicht alle Hoffnung auf, sondern ging zum Richter und klagte ihm ihr Leid.

Da sprach der Richter: „Hast du Zeugen, daß im Kruge Gold verborgen war, als du ihn dem Manne übergabst?“

Betrübt erwiderte die Frau: „Ich habe keine Zeugen.“

„So kann ich dir nicht helfen,“ sprach der Richter. „Doch willst du noch einmal dein Heil versuchen, so geh zum König Saul; auf ihm ruht Gottes Geist, vielleicht weiß er dir Rat.“

So ging die Frau zu König Saul und brachte ihre Klage vor.

Der König berief den obersten Gerichtshof, Greise von erprobter Redlichkeit und Weisheit. Allein auch ihre erste Frage war: „Hast du Zeugen, daß im Kruge Gold verborgen war, als du ihn dem Manne übergabst?“

Und als sie traurig sagte: „Dafür hab' ich keine Zeugen,“ so sprach der Obmann des Gerichtshofs: „Meine Tochter, daß du die Wahrheit sprichst, das glauben wir; daß der Verwandte dich bestohlen hat, desgleichen. Doch können wir kein Urteil fällen, sofern du keine Zeugen hast.“ Traurig ging die Frau von dannen, denn ihre letzte Hoffnung war geschwunden.

Da begegnet ihr der jugendliche David, dormalen noch ein Schafhirt, mit mehreren Gespielen. Der sieht sie, wie sie weint und klagt, und fragt sie voller Mitleid, warum sie denn so weine.

Sogleich erzählt sie ihm, wie es ihr ergangen und keiner ihr zu ihrem Rechte helfen könne.

Da sprach David: „Willst du zum Könige gehen und mir die Erlaubnis bringen, daß ich das Urtheil sprechen darf, so will ich dir zu deinem Rechte helfen.“

Da ging die Frau sogleich zurück zum Könige und berichtete, wie ein Knabe sich ihrer angenommen, und wenn der König es erlaubte, so getraute er sich wohl, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Der König hatte nichts dagegen, und die Frau ging hin und holte David.

Als Saul den Knaben sah, gefiel er ihm sehr wohl, und er fragte: „Bist du's, der sich getraut, in dieser schweren Sache ein Urtheil recht zu fällen?“

David erwiderte: „So du, mein Herr und König, es erlaubst, so getraue ich mich wohl, mit Gottes Hilfe, die Wahrheit an den Tag zu bringen.“

„So gehe hin,“ sprach König Saul, „und Gott sei mit dir, daß du der armen Frau zu ihrem Gute helfest.“

Sogleich ging David mit dem Weibe in ihr Haus und ließ den Krug mit Honig vor sich bringen. Dann ward der Mann, dem er zum Aufbewahren übergeben war, herbeigerufen und gefragt, ob das der Krug sei, den das Weib ihm übergeben hatte. Der sprach: „Es ist der nämliche; ich habe keinen andern Krug im Hause.“

„So bringt mir einen leeren Krug!“ rief David. Und als man einen leeren Krug gebracht, goß er allen Honig aus dem alten Kruge in den neuen, zerschlug den alten Krug vor aller Augen zu Scherben und prüfte einen Scherben nach dem andern. Da glänzte ihm ein Goldstück hell entgegen, das an einem Scherben klebte.

„Seht her,“ rief David zu den Augenzeugen, „und überzeugt euch, daß die Frau im Rechte ist!“

„Du aber,“ wandte er sich an den ungetreuen Mann „bekenne, daß du das Geld herausgenommen hast! So gehe hin und hole es zur Stelle!“

Der Überführte wagte keine Widerrede. Saul aber und die um ihn waren, staunten ob der Weisheit dieses Knaben und erkannten, daß Gottes Geist aus ihm gesprochen habe.

(Pr. Mb. No. 198.)

46.

### Joab.

Einst sandte König David seinen Feldherrn Joab mit 12000 auserwählten Kriegern in das Land der Ammoniten, um ihre Hauptstadt Rabbath-Ammon zu erobern.

Aber als sie die Stadt sechs Monate lang belagert hatten und sie doch nicht erobern konnten, sprachen die Hauptleute zu Joab: „Was sollen wir die Stadt noch länger belagern, da wir sie doch nicht bezwingen können? Und nur die Felder ringsumher verwüsten, das kann doch wahrlich unser Ziel nicht sein. Deshalb meinen wir, es sei das beste, wir ziehen heim.“

Da sprach der starke Joab: „Mit nichten, meine lieben Waffenbrüder! Das wäre eine Schmach bei allen Völkern, die es hören, und würde sie gewiß ermutigen, uns zu bekriegen. Vernehmet denn, was ich im Sinne habe, und tut danach!

Schleudert mich in die Stadt hinein und wartet dann noch 40 Tage. Seht ihr bis dahin kein Blut herausfließen, so wisset, daß ich zu Tode gefallen bin und ziehet heim! Fließt aber Blut heraus, so erkennet daran, daß ich die meisten Leute in der Stadt getötet habe. Dann dringet in die Stadt, daß wir sie vollends in unsere Gewalt bringen. Denn es ist nun einmal mein Entschluß, nicht unverrichteter Sache heimzukehren. Kann ich die Stadt ihm nicht erwerben, will ich für meinen König sterben.“

Mit diesem Vorschlage ihres Feldherrn waren die Hauptleute wohl zufrieden.

Nun steckte Joab 1000 Goldgulden zu sich, gürtete sein gutes Schwert um und ließ sich mit Hilfe eines schlanken Baumes über die Mauer schleudern.

Der Wurf gelang, aber Joab fiel sehr unsanft im Hofe einer Witwe nieder, und noch dazu so unglücklich auf sein Schwert, daß es in zwei Stücke zerbrach.

Nun hatte die Witwe eine verheiratete Tochter, die fand den Helden ohnmächtig liegen und meinte nicht anders, als er wäre tot. Als man ihn aber aufheben wollte und Leben in ihm merkte, trug man ihn hinein, brachte ihn zu sich und labte ihn mit Speise und Trank. Als er sich vollends erholt hatte, fragte man ihn, wer er wäre, und wie er hierher gekommen.

Da antwortete er: „Ich bin ein Amalekiter, von den Israeliten gefangen genommen und vor ihren Anführer gebracht worden. Der aber hatte eine ganz besondere Grausamkeit erfunden und befahl, mich wie einen Ball in eure Stadt zu schleudern; denn er zweifelte nicht daran, daß ich mich zu Tode fallen würde. Nun aber bin ich noch am Leben und bitte euch, laffet mich in Frieden bei euch bleiben!“

Darauf holte er 10 Goldgulden hervor, gab sie der Witwe und bat, ihn dafür gut zu pflegen.

So lebte er eine Woche in ihrem Hause, bis er sich ganz von seinem Falle erholt hatte. Danach wollte er hinaus, um sich die Stadt anzusehen. Aber die Frau und ihre Tochter erinnerten ihn daran, daß er in seiner Kleidung auffallen und in Lebensgefahr geraten würde; sie gaben ihm also andere Kleider, die legte er an und zog nun prüfend durch die Stadt.

Rabbath-Ammon war groß und schön, mit starken Mauern umgeben, mit festen Toren und Türmen versehen; die Bewohner aber waren im Kriege wohlerfahren und hatten schon manchem Feinde widerstanden.

Als Joab bei einem Schmiede vorbeikam, fragte er ihn, ob er ihm ein Schwert wie sein altes machen wollte. Dabei zeigte er ihm die Stücke seines zerbrochenen Schwertes. Als der Schmied dieses sah, rief er verwundert aus: „Ein so herrliches Schwert habe ich in meinem Leben nicht gesehen!“

Joab aber sprach: „Sofern du mir ein solches Schwert zu schmieden vermagst, so will ich es dir mit Golde lohnen.“

Da machte sich der Schmied ans Werk, und als er eins vollendet hatte, übergab er es dem Joab. Doch der zerbrach es mit leichter Mühe. „Das taugt nicht,“ rief er dem Schmiede zu, „du mußt ein besseres machen!“

Der Schmied machte ein zweites; aber auch dieses zerbrach Joab, und ebenso ein drittes, obgleich eins immer besser war als das andere. Aber das vierte war dem Joab recht, denn es war noch besser, als sein durch den Fall zerbrochenes. Und als er es in den Hüften schwang, da blickte ihm das Feuer aus den Augen.

„Nun sage mir,“ rief er dem Schmiede zu, „wen wünschtest du mit diesem Schwert zuerst getötet?“

Ohne Zögern erwiderte der Schmied: „Den Führer der Israeliten, den Joab!“ „Das glaub' ich wohl,“ rief Joab, „doch dreh' dich einmal um, so wirst du etwas gewahren.“

Der Schmied wandte sich um, und Joab hieb ihm mit einem Streiche den Kopf ab, indem er ausrief: „Wie ist dir, Schmied?“ Aber das Schwert war so hart und scharf, daß der Schmied nur einen kalten Schauer fühlte und ausrief: „Mir ist, als ob ein kalter Schnee an meinen Nacken rührte.“ Dann fiel er tot nieder, und sein Kopf rollte davon.

Joab aber ging fürbaß und fand von ungefähr in einem Hofe 500 Mann streitbarer und wohlgerüsteter Krieger. Da zog er sein Schwert und hieb so gewaltig auf sie ein, daß keiner, der ihm nahte, mit dem Leben davonkam. Nachdem er diese Arbeit vollbracht hatte, ging

er in seine Herberge zurück und übergab seiner Wirtin abermals 10 Goldgulden, damit sie ihn mit Speise und Trank bestens verpflege.

Aber in der Stadt verbreitete sich alsbald die Kunde, wie 500 Krieger in einem Hofe erschlagen seien; und da niemand sagen konnte, wer sie erschlagen habe, so sprachen sie endlich: „Das hat niemand getan, als der böse Geist Asmodai.“

Auch die Witwe hörte von dem Blutbade und berichtete es dem Joab, indem sie die Frage hinzufügte, ob er auf seinem Umgange in der Stadt etwa gehört habe, wer es angerichtet. Aber Joab erwiderte: „Ich habe nichts gehört; ich wollte eben fragen, ob ihr nichts gehört habt.“

So hielt er abermals 10 Tage Ruhe. Dann legte er sein Schwert an und zog durch die Straßen über den Marktplatz und erschlug dabei an 1500 Mann, so daß ihm endlich die blutige Hand am Schwerte klebte.

Da eilte er wieder in seine Herberge, wo er die junge Frau antraf, und rief ihr zu: „Nun mache mir sogleich ein Wasser warm, daß ich das Blut von meinem Schwerte waschen kann.“ Sie aber gab zur Antwort: „Nun wohnst du unter einem Dach mit uns und isst und trinkst an einem Tisch mit uns und tötest unsere eignen Leute! Ist das der Dank für unsere Gastfreundschaft? Und dazu soll ich dir noch warmes Wasser machen? Das tu' ich nimmermehr!“

Als Joab diese Worte hörte, rannte er ihr das Schwert durch den Leib und wusch auf diese Art das Blut von ihm; dann stürzte er wieder aus dem Hause.

In der Stadt aber hatte sich ein neues, noch größeres Geschrei wegen der 1500 Erschlagenen erhoben, und man forschte von neuem nach dem Urheber. „Das kann nur ein Feind sein, der sich heimlich eingeschlichen hat und unerkannt das Verderben unter uns verbreitet!“ so hieß es endlich.

Da wurde ein Befehl erlassen, daß jeder, der einen Fremden in seinem Hause hätte, denselben vor den König bringen sollte.

Nun begab es sich aber, daß der Herold, der diesen Befehl des Königs in den Straßen ausrief, dem Joab begegnete. Wie dieser den Ruf vernommen, erschlug er den Herold und jeden, dem er begegnete, bis er endlich ans Tor der Stadt kam und auch hier die Wache tötete.

Nun öffnete er das Tor, daß das Blut herausfloß.

Im Lager der Israeliten hatte man den Joab bereits aufgegeben und beklagte seinen Tod. Als sie aber das Blut herausfließen sahen, da riefen sie hocherfreut und laut: „Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott!“ Und Joab, als er diesen Ruf vernahm, erstieg einen Turm auf der Mauer und rief hinab: „Ja, Gott verläßt sein Volk doch nimmer! Sendet aber hin zum König David, daß er komme, denn wir haben jetzt die Stadt in unserer Gewalt.“

Wie nun Joab niederschaute, gewahrte er auf seiner rechten Hand die Worte: „Er wird vom Heiligtum dir Hilfe senden,“ die Worte, die der König dann in seinen Psalm 20 aufgenommen hat.

Als David vor die Stadt kam, erfuhr er, daß von allen Einwohnern derselben nur noch der König und einige wenige seiner Leute lebten; die wurden vor ihn geführt und alle hingerichtet. Die schwere goldene Krone des Königs, in der die kostbarsten Edelsteine glänzten, wie auch viele andre Beute aus der Stadt führte David nach Jerusalem und tat sie in seine Schatzkammer; die Götzenbilder aber ließ er alle verbrennen.

(W. Mb. No. 146.)

## Salomo und die Schlange.

Zu Zeiten König Davids ging ein alter Mann im Winter auf der Straße. Da fand er eine Schlange, die vor Kälte schier erfroren war. Der alte Mann gedachte jenes Wortes, daß man gegen alle Wesen solle gütig sein, hob die Schlange auf und tat sie in den Busen, daß sie sich erwärme und am Leben bleibe.

Doch als die Schlange warm geworden war und ihr volles Leben wieder hatte, legte sie sich so fest um den Leib des Mannes, daß er schmerzlich stöhnend ausrief: „Böse Schlange, ist das der Lohn dafür, daß ich dir Gutes tat? Denn ohne mich wärst du doch jetzt erfroren!“

Die Schlange aber ließ nicht nach. Da sprach der alte Mann: „So wollen wir vor einen Richter gehn, und was der sagen wird, das soll geschehen.“

„Das ist mir schon ganz recht,“ erwiderte die Schlange, „nur sage mir, wer soll der Richter sein?“

Da sprach der alte Mann: „Der soll es sein, dem wir zuerst begegnen.“ So gingen sie und trafen einen Ochsen.

„Steh still, mein Ochse,“ rief der alte Mann, „steh still, hör’ unsern Streit und sprich dein Urteil!“ Der Ochse blieb stehen, und der Greis erzählte alles, was geschehen war und wie die Schlange ihn zum Danke töten wolle.

„Und das mit Recht!“ erwiderte die Schlange, „denn in der Thora steht geschrieben: ‚Ich will Feindschaft machen zwischen dir und dem Menschen.‘“

Nun hub der Ochse an und sprach: „Die Schlange hat ganz recht, wenn sie dir für das Gute Böses tut, denn der Lohn der Welt ist eben Undank. Handelt doch mein Herr ganz ebenso. Wenn ich den ganzen Tag auf seinem Felde mit schwerer Arbeit mich ermüdet habe — und nur zu seinem Vorteile —, dann labt er sich am reichen Mahle, mir aber wirft er etwas Haferstroh zum Essen hin; dann

streckt er sich aufs weiche Lager, um zu ruhen, ich aber muß mit einer Streu im Hofe zufrieden sein und bin dem Frost und Regen preisgegeben. Das ist nun einmal so: wer andern Gutes tut, erwirbt sich bösen Lohn. Darum hat die Schlange recht, wenn sie dich tötet."

Die Rede tat dem alten Manne weh. Sie gingen aber weiter und begegneten dem Esel. Als der den Streit gehört, gab er dieselbe Antwort wie der Ochse.

Nun ging der alte Mann vor König Davids Thron. Allein auch der vermochte nicht zu helfen. „Da du doch wußtest," sprach er zu dem Greise, „daß schon die Thora Feindschaft zwischen Mensch und Schlange schreibt, so hättest du sie liegen lassen müssen, weil sie unser Feind ist; dann wäre sie erfroren, und du bliebest ohne Schaden."

Traurig schritt der alte Mann von dannen. Da fand er auf dem Felde, neben einem Brunnen, des Königs Sohn, den jungen Salomo. Dem war sein Stab in den Brunnen gefallen, und die Knechte waren nun dabei, eine Quelle nach dem Brunnen hinzuleiten, damit das Wasser drinnen höher steige und den Stab nach oben bringe; dann wollte Salomo ihn mit der Hand erfassen. Als das der Alte sah, da dachte er in seinem Herzen: „Das muß ein kluger Mensch sein! Ich will es auch bei ihm versuchen; vielleicht verhilft er mir zu meinem Rechte, daß ich mein Leben rette."

So trat er hin vor Salomo und trug ihm seinen Handel vor. Doch Salomo begann: „Mein Lieber, warum gehst du nicht zu meinem Vater?"

„Bei deinem Vater bin ich wohl gewesen," erwiderte der Alte, „doch der erklärte, daß er mir nicht helfen könne."

„So folge mir," sprach Salomo, „wir wollen beide noch einmal zu meinem Vater gehen."

So gingen beide mit zum König David.

Hier angelangt, sprach Salomo: „D, sage mir, mein Vater, warum sprichst du diesem Manne hier nicht Recht?"

Und David gab zur Antwort: „Mein Sohn, ich kann ihm kein Recht sprechen; warum hat er nicht das Bibelwort beachtet? Darum geschieht ihm schon ganz recht.“

„Willst du mir gestatten,“ sprach nun Salomo, „daß ich das Urteil spreche?“

„Wenn du es kannst,“ erwiderte der König, „so tu es ohne Furcht!“

Da wandte Salomo sich an die Schlange: „Warum willst du dem, der dir Gutes tat, mit Bösem lohnen?“

„Weil Gott es selbst befohlen hat,“ erwiderte die Schlange, „daß ich den Menschen in die Ferse beiße.“

„So willst du,“ fragte Salomo, „befolgen, was die Thora sagt?“

„Sehr gern!“ erwiderte die Schlange.

„So laß vom Menschen ab,“ sprach Salomo, „und stell' dich auf den Boden neben ihn! Denn also heißt es in der Schrift: ‚Die zwei, die miteinander streiten, sollen beide vor den Richter stehen.‘<sup>1)</sup> Darum mußt du bei ihm stehen.“

„Auch damit bin ich einverstanden,“ rief die Schlange, ließ von dem Manne ab und stellte sich an seine Seite.

Nun rief der weise Salomo dem Alten zu: „Weil doch die Schlange das Gebot der Thora will befolgen, und weil die Thora sagt: ‚Du sollst der Schlange ihren Kopf zerschmettern,‘ so spreche ich das Urteil aus: Zerschmettre ihr den Kopf!“

Da hob der Mann den Stab, an dem er ging, weil er schon alt und schwach war, und tat, wie Salomo gesprochen.

(Pr. Mb. No. 144.)

---

1) 5. B. Mos. 25, 1.

## Das höhere Verdienst.

Als einst der Regen gar zu lange ausblieb, sandte man zwei fromme Männer zu Aba Chilkia, daß er sein Gebet um Regen zu Gott emporsenden solle. Sie begaben sich in sein Haus, aber sie trafen ihn nicht, denn er war aufs Feld gegangen, um zu arbeiten. Sie gingen also hinaus und fanden ihn in einem Weinberge beschäftigt.

Als sie ihn sahen, riefen sie ihm zu: „Grüß' Gott!“ Aber er wandte sich weder nach ihnen um, noch erwiderte er den Gruß. Am Abend ging er heim, und die beiden Männer folgten ihm.

Er trug aber seine Geräte auf der einen Schulter, seinen Mantel auf der andern. Seine Schuhe hielt er in der Hand; nur wenn er an ein Wasser kam, dann tat er sie an seine Füße. Sein Gewand ließ er beim Gehen herabhängen, kam er aber an Dornen vorbei, so zog er es in die Höhe. Vor seinem Hause angelangt, wurde er von seiner Frau im schönsten Putz empfangen. Er ließ die Frau vorangehen, dann folgte er, so daß die beiden Männer erst zuletzt eintraten.

Nun wurde zu essen aufgetragen; er setzte sich mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen an den Tisch, die beiden Männer aber lud er nicht zum Essen ein. Beim Austeilen gab er dem jüngeren Sohne zwei Stücke Brot, dem älteren aber nur eins.

Dann sprach er leise zu seinem Weibe: „Ich weiß recht wohl, warum die beiden Leute zu mir gekommen sind. So folge mir, wir wollen auf den Söller gehen und dort um Regen beten: vielleicht erbarmt sich Gott und sendet seinem Volke Regen, dann brauchen sie uns nicht mehr darum zu bitten und auch nicht zu glauben, er sei auf unser Bitten gekommen.“

Auf dem Söller angekommen, stellte er sich in eine Ecke und sie in die andere, und beide sandten ein inbrünstiges Gebet um Regen zu Gott empor. Als bald zog

auf der Seite der Frau eine Regenwolke herauf, und es begann zu regnen. Da stiegen beide wieder herab, traten ins Zimmer und ließen nicht im geringsten merken, daß sie gebetet hatten.

Nun erst fragte Aba Chilkia die beiden Männer, was sie von ihm begehrten. Und sie sprachen: „Unsere Schriftgelehrten haben uns zu dir geschickt, du möchtest Gott um Regen bitten.“

„Gott sei's gedankt,“ erwiderte Aba Chilkia, „daß ihr meines Gebetes nicht mehr bedürft; es regnet ja schon.“

Sie aber sprachen: „Wir haben gemerkt, daß wir den nur eurem Gebete zu verdanken haben. Aber nun haben wir noch eine andre Bitte: Dein Tun ist den ganzen Tag hindurch so seltsam gewesen, daß wir gern darüber aufgeklärt sein möchten.“

„Ich bin bereit zu antworten,“ sagte Aba Chilkia.

Da sprachen die Männer: „Als wir dich begrüßten, warum hast du dich nicht einmal umgewendet?“

„Weil ich an diesem Tage um Lohn geackert habe,“ erwiderte er, „so wollte ich keine Minute durch Reden versäumen.“

Da fragten sie weiter: „Warum hast du die Geräte über die eine und den Mantel über die andere Schulter gelegt, da du doch beides auf einer Schulter tragen konntest?“

Und er erwiderte: „Der Mantel ist geliehen, und zwar zum Anziehen, nicht um Dinge darauf zu legen.“

„Und warum hast du deine Schuhe den ganzen Weg in der Hand getragen; sobald du aber ans Wasser kamst, sie an die Füße getan?“

„Weil ich den ganzen Weg drauf achten kann, daß ich nicht auf etwas Hartes oder Scharfes trete, im Wasser aber kann ich's nicht; darum hab' ich meine Schuhe angezogen.“

„Du liebest dein Gewand im Gehn herunterhängen; nur wenn du an Dornen vorbeikamst, zogst du es in die Höhe. Wir meinen, du hättest es umgekehrt machen sollen, damit dich nicht die Dornen stechen.“

Abba Chilkia antwortete: „Die Wunden am Körper heilen schon bald wieder zu, aber die Risse in den Kleidern nicht.“

„Aber warum hat sich dein Weib zu deinem Empfange so geschmückt?“

„Daß sie mir wohlgefalle, und ich an keine andere zu denken brauche.“

„Und warum ließest du sie vorangehen und gingst selbst zwischen ihr und uns?“

„Weil ich euch nicht genügend kannte, so ging ich lieber selbst als nächster hinter meiner Frau.“

„Und warum hast du uns nicht aufgefordert, mit-zuessen?“

„Weil ich gesehen habe, daß das Brot für uns und euch nicht reichte. Sollt' ich mit meinem Munde reden, im Herzen aber anders denken? Welch eine Sünde! Darum hab' ich lieber nichts zu euch gesagt.“

„Aber du gabst dem jüngern Sohne zwei Stücke Brot, dem älteren nur eins?“

Und Abba Chilkia erwiderte: „Der jüngere Knabe ist tagsüber in der Schule, der hat zwei Stücke bekommen; der ältere ist zu Hause und kann essen, wann er will; darum hab' ich ihm nur ein Stück gegeben.“

„Ach, lieber Rabbi,“ sprachen sie nun, „werde nicht ungeduldig und antworte noch auf diese eine Frage: „Warum ist die Regenwolke auf der Seite heraufgezogen, wo deine Frau gestanden hat?“

Und er antwortete: „Weil sie den ganzen Tag daheim ist und den Armen Brot gibt, und das ist besser als Geld. Denn wenn ich ihnen schon Geld gebe, so müssen sie doch das Brot erst kaufen. Und noch einen anderen Grund will ich euch sagen: Wir haben böse Nachbarn, so böse, daß ich Gott schon gebeten habe, sie sterben zu lassen; meine Frau aber hat gebetet, daß sie Buße tun und sich bessern möchten.“

## Onkelos.

## 1.

Onkelos, ein Heide, wollte zum Judentume übertreten, das er liebgewonnen hatte. Als das der Kaiser hörte, sandte er einige Männer zu ihm mit dem Befehle, den Onkelos vor ihn zu führen. Dieser aber begann mit den Männern ein religiöses Gespräch, das damit endete, daß auch sie zum Judentum bekehrt wurden.

Da das der Kaiser erfuhr, sandte er noch mehr Männer nach Onkelos aus und verbot ihnen streng, ein religiöses Gespräch mit ihm zu führen. Willig folgte ihnen Onkelos.

Unterwegs kamen sie an einem jüdischen Hause vorbei, an dessen Thür sich die Mesusa befand. Als Onkelos diese erblickte, lachte er laut auf. Nach dem Grunde dieses Lachens gefragt, erwiderte er: „Jeder Fürst und König sitzt auf seinem Throne im Gemach; die ihn behüten aber, die stehen draußen an der Thür. Umgekehrt der König aller Könige, der Heilige, des Name sei gelobt: er hält die Wache draußen an der Thür, damit die Juden drinnen wohlbehütet seien. Des zum Zeichen seht ihr die Mesusa außen angebracht; und deshalb sagen wir: Gott behütet deinen Ausgang und deinen Eingang, von nun an bis in Ewigkeit.“

Diese Worte machten auf die Männer solchen Eindruck, daß auch sie das Judentum annahmen.

Als das der Kaiser hörte, sandte er keinen mehr nach Onkelos, weil er fürchtete, sein ganzes Volk möchte zum Judentume übertreten. (W. Mb. No. 38.)

## 2.

Onkelos war der Schwestersohn des Kaisers Hadrian. Eines Tages hub er an und sprach: „Mein werter Ohm, ich bin nun wie ein Kalb, das nur die Mutter kennt, die es ernährt hat, und den Stall, der ihm ein Obdach

gibt, sonst aber von der Welt nichts weiß. So möcht' ich denn hinaus, damit ich Menschen kennen lerne, ihr Tun und Treiben sehe und mir durch irgend eine Hantierung meinen Lebensunterhalt erwerbe."

Da sprach der Kaiser: „Was willst du unternehmen? Willst du ein Kaufmann werden, um dir im Handel Güter zu erwerben? Um derentwillen brauchst du nicht zu wandern: ich habe Reichthümer genug, davon darfst du dir nehmen, so viel du magst — und bleibe hier!"

Doch Onkelos erwiderte: „Mein Vorsatz ist gefaßt und unabänderlich: ich will ein Kaufmann werden. Dazu erbitt' ich deinen Rat: sage mir nur, welche Waren ich am flügigsten kaufe, um sie mit dem größten Nutzen zu verkaufen."

Sprach der Kaiser: „So achte meinen Rat! Welche Ware du von allen ungeachtet und verschmäht gewahrst, daß niemand sie mag kaufen, die kaufe du! Denn es kommt die Zeit, wo sie im Preise steigt und reichlichen Gewinn dir bringt."

Onkelos versprach, dem Räte zu folgen, nahm Urlaub und begab sich geradeswegs nach Palästina, ward Jude und vertiefte sich in das Gesetz, das schriftliche wie auch das mündliche. Er las daheim und lauschte gierig den Belehrungen der Weisen in dem Lehrhause. Und weil er gar so eifrig lernte, ward er blaß und schwächlich.

Als er nun genug gelernt zu haben meinte, wandte er sich wieder heimwärts. Doch wie erschrak der Kaiser, als er den Neffen bleich und abgemagert sah. „Beim Jupiter," so rief er aus, „entweder hast du bei dem Handel viel verloren oder jemand hat dir sonstwie übel mitgespielt."

„Mein kaiserlicher Oheim," sprach da Onkelos, „wer wollte mir etwas zu leide tun, so lange du am Leben bist! Mein bleiches Aussehn rührt daher, daß ich ein Jude ward und Tag und Nacht mich mühte, Gottes Lehre zu erkennen."

Da erwiderte der Kaiser finster: „Wer hat dir das geraten?"

„Du selbst," gab Onkelos zur Antwort.

„Ich selbst?“ rief Hadrian, „ich wüßte nicht, wann ich dir diesen Rat gegeben hätte.“

„Du hast es nur vergessen,“ versetzte Onkelos. „Erinnerst du dich noch, daß du mir, als ich auszog Waren einzukaufen, den Rat erteiltest: die Ware einzukaufen, die andere verschmähten, weil sie hinterher im Preise steigen und mir Gewinn eintragen würde? Nun zog ich in die Welt und fand, daß man kein Volk geringer achtet als die Juden. Und doch steht eine Zeit bevor, da sie gar hoch geachtet werden sollen, wie der Prophet Jesaja spricht: ‚Und Könige werden deine Wärter sein, und ihre Gebieterinnen deine Ammen; mit dem Angesichte werfen sie sich zur Erde nieder vor dir und den Staub deiner Füße lecken sie‘ (Jes. 49, 23). Darum hab’ ich mir die Lehre Israels gekauft — gehorsam deinem Räte.“

Da sprach der Kaiser: „So war es nicht gemeint. Doch warum wurdest du noch Jude?“

Und Onkelos erwiderte: „Weil ich die Lehre Israels, die Thora, mir ganz zu eigen machen wollte; und dazu muß man Jude sein. Denn wie man niemandem ein Schiff vertraut, der nicht auf ihm gelebt und seine Einrichtungen kennt, um sie zu brauchen, wie Wind und Wellen es verlangen: so kann auch der die Thora nicht erkennen und verstehen, der nicht ein Jude ist und in der Thora lebt. So heißt es auch in unsrer heiligen Schrift (Ps. 147, 19. 20): ‚Er tat Jakob kund sein Wort, seine Sagen und Rechte Israel. So tat er keinem andern Volke, und Rechte kennen sie nicht.‘“

Der Kaiser wurde nachdenklich und schwieg.

Die Juden aber nennen Onkelos mit Stolz den Thyrigen, und seine Bibelübersetzung steht noch heut in hohen Ehren.

(Pr. Mb. No. 96.)

## Matthia ben Charasch.

Matthia ben Charasch war ein schöner Mann. Um so mehr achtete er darauf, jeder Verführung aus dem Wege zu gehen, um nicht zu sündigen. So sah er auch niemals ein Weib nur an, es sei denn sein eigenes. Über diesen tugendhaften Lebenswandel grollte Satan.

Er trat vor Gott und sprach: „Herr, was denkst du von Matthia ben Charasch?“

Und Gott erwiderte: „Seine Frömmigkeit ist tadellos.“

„Und doch“ fuhr Satan fort, „getraue ich mich, ihn zur Sünde zu verleiten, wenn du es mir gestattest.“

„Es soll dir gestattet sein,“ sprach Gott.

Nun nahm Satan die Gestalt eines berückend schönen Weibes an und trat dem Frommen, der eben über die Straße ging, entgegen. Der aber sah an ihr vorbei. Satan drehte und wendete sich so, daß Matthia das Weib sehen mußte, wohin er auch blickte.

Da ward dem Frommen bange, er rief einen Schüler und gebot ihm, brennende Kohlen aus der Küche zu bringen. Der brachte sie und Matthia brannte sich damit eigenhändig seine Augen aus. Als Satan dieses sah, erfaßte ihn Entsetzen und er wich hinweg.

An diesem Frommen waren seine Künste machtlos abgeprallt.

Da sandte Gott den Engel Raphael hinab zu Matthia, um ihm sein Augenlicht zurückzugeben. Er aber sprach, als ihm der Engel seinen Auftrag kundgetan hatte: „Ich begehre keines Augenlichtes mehr, damit ich fernerhin vor Verführungen sicher sei.“ Diese Antwort brachte der Engel Gott zurück.

Da sprach Gott: „Geh noch einmal zu meinem Knechte Matthia und sage ihm, daß ich seine lautere Frömmigkeit

kenne und ihn darum allezeit so bewahren werde, daß er durch seine Augen nie zur Sünde soll verleitet werden."

Erst auf diese Zusicherung hin ließ sich Matthia ben Charasch vom Engel Raphael die Augen heilen.

(W. Mb. No. 247.)

51.

### Die Sabbatengel.

Wenn der Israelit am Freitag Abend das Gotteshaus verläßt, um sich in seine Wohnung zu begeben, begleiten ihn zwei Engel, ein guter und ein böser. Finden sie sein Haus sabbatlich gerichtet, die Lichter hellen Schein verbreitend, den Tisch gedeckt, wie sich's gebührt, dann ruft der gute Engel aus: „Also sei es auch am nächsten Sabbat!“ Und dazu muß der böse Engel wider seinen Willen Amen sagen.

Wenn jedoch das Haus nicht sabbatlich gerichtet ist, wenn die Lichter nicht brennen und kein Tisch festlich bereitet ist, dann ruft der böse Engel aus: „Also sei es auch am nächsten Sabbat!“ Und dazu muß der gute Engel wider seinen Willen Amen sagen.

(W. Mb. No. 164.)

52.

### Die Sabbatspeise.

Einst fragte der römische Kaiser den R. Josua ben Chananja, woher es komme, daß die Sabbatspeisen so köstlich schmeckten, viel köstlicher als die Speisen an den anderen Tagen der Woche.

„O, Kaiser,“ erwiderte der Gelehrte, „das will ich dir wohl sagen. Wir haben eine köstliche Wurzel, die heißt Sabbat, von der tun wir in die Speisen, und davon bekommen sie den köstlichen Geschmack.“

„So gib mir auch von dieser Wurzel,“ sprach der Kaiser, „damit ich mir ebenso wohlschmeckende Speisen bereiten lasse!“

„O, Kaiser,“ erwiderte da R. Josua, „die Wurzel will ich dir gern geben, doch wird sie dir nicht nützen. Denn wisse, sie übt ihre Wunderkraft nur bei dem, der auch den Sabbath ehrt und heilig hält.“ (W. Mb. No. 5.)

53.

### Bar Kappara.

In einer Stadt am Meere wohnte ein sehr reicher Mann, der hieß Bar Kappara. Dessen liebster Spaziergang war am Meeresstrande, wo sich den Augen und Sinnen allerhand Abwechslung bietet.

Eines Tages nun nahte ein Schiff dem Hafen und wollte eben einlaufen, als es Schiffbruch litt und alle Leute darauf ins Wasser fielen. Ein gewaltiges Geschrei erhob sich da sowohl von den Unglücklichen, als auch von denen, die am Lande standen und das Unglück sahen; man sprang in Rähne, um zu retten, was gerettet werden konnte, andere schwammen und erfaßten noch manchen, der eben versinken wollte. Auch Bar Kappara war entschlossen ins Wasser geeilt und holte einen, der eben noch zum letzten Male emportauchte, heraus und brachte ihn für tot ans Land und dann in sein Haus.

Sobald er hier zum Leben erwacht war, fragte ihn Bar Kappara, wer und woher er wäre, den Gottes Gnade am Leben erhalten, während so viele andere ertrunken wären. Da antwortete der Gerettete, er sei aus Rom und ein Sohn des Kaisers, sein Gefolge sei ertrunken und all sein Hab und Gut ins Meer gefallen. Nun würde er gern heimreisen, aber er wisse hiezulande nicht Bescheid und sei zudem aller Mittel zur Reise entblößt.

Bar Kappara redete ihm freundlich zu und hieß ihn gutes Mutes sein, er wolle gern für alles sorgen.

Er schaffte nun vor allen Dingen dem Schiffbrüchigen neue, stattliche Kleider; dann ging er hin und kaufte drei schöne Pferde, mietete zwei Diener dazu und übergab sie nebst angemessener Reisezehrung dem kaiserlichen Jüngling.

Der war freudig überrascht ob solcher Großmut, umarmte seinen Retter und rief unter Tränen der Rührung: „Mein teurer Freund, du hast mir nicht nur das Leben gerettet, sondern stattest mich noch mit Pferden, Dienern und Gelde aus, damit ich wieder heimkommen könne; das Geld kann ich dir schon noch wiedergeben, sobald ich zu meinem Vater gekommen bin; was du aber sonst an mir getan, das kann ich dir nicht vergelten, das mögen dir die Götter lohnen; ich aber bleibe immer in deiner Schuld. Doch eines sollst du wissen: es kommt dereinst die Kaiserkrone auf mein Haupt, dann will ich allen Juden gütig sein um deinetwillen.“

„So mag dich Gott behüten,“ erwiderte Bar Kappara, „daß du wohlbehalten heimkehrst und dir geschehe, wie du hoffst, und den Juden gütig bleibest allezeit, wie du gesprochen. Lebe wohl!“

Der Jüngling zog hinweg, gelangte glücklich heim nach Rom und erzählte seinem Vater von seinem Schiffbruch und von seiner Rettung durch den Juden. Darüber war der Vater sehr erfreut; nur war es ihm sehr ärgerlich, daß sein Sohn gerade durch einen Juden gerettet worden war, denn er haßte die Juden und mochte auch das Gute nicht aus ihren Händen. Er befahl also seinem Sohne, so schnell wie möglich seine Schuld beim Juden abzutragen, damit er nicht etwa eines Tages persönlich vor ihm erscheine, um sie einzufordern. Er wolle in seinem Hause keinen Juden sehen.

Mit Unmut vernahm der Sohn des Vaters Worte, doch tat er ihm den Willen und sandte Boten zu Bar Kappara, die ihm das geliehene Geld brachten, außerdem aber kostbare Geschenke, die eines Kaisers wohl würdig waren.

Als sie in Bar Kapparas Haus traten, merkte er sofort, daß sie die Boten eines vornehmen Herrn sein müßten und fragte nach ihrem Begehr. Sie aber erwiderten: „Unser Herr entbietet dir durch uns seinen Gruß und wird sich freuen, wenn er hört, daß du gesund bist. Zum andern sendet er dir das Geld, das du ihm geliehen hast, zurück und bleibt noch immer in deiner Schuld; doch erneuert er sein Versprechen, so viel in seiner Macht steht, allen Juden gütig zu sein.“

Aber Bar Kappara sprach: „Euer Herr hätte sich nicht so zu bemühen brauchen; will er nur meinen Glaubensgenossen gnädig gesinnt sein, so bin ich hoch zufrieden.“ So sprach er und wollte nichts annehmen. Auch als sie ihm sagten, ihr Herr hätte ihnen eingeschärft, Geld und Geschenke nicht wieder zurückzubringen, bei Vermeidung seines Zornes, nahm er nichts an, sondern beschenkte sie seinerseits mit goldenen Ringen und Armbändern.

So kehrten sie heim, brachten alles zurück und berichteten, wie ehrenvoll sie behandelt worden wären und zeigten ihre reichen Geschenke. Der edle Jüngling war darüber hocherfreut; der Vater aber, der die Juden nun einmal nicht leiden mochte, ward darüber nur um so verdrießlicher und suchte seinem Verdruße durch ein judenfeindliches Gesetz Luft zu machen. Es sollte hinfort, bei Todesstrafe, kein jüdisches Knäblein in den Bund der Väter aufgenommen, kein Sabbat mehr gehalten werden u. dgl. m.

Die Juden waren übel dran. Sie beteten und fasteten und taten Buße, daß Gott den Sinn des Kaisers wenden möchte, damit er das grausame Gesetz zurücknehme. Als aber all ihr frommes Tun nichts half, gedachten sie angesehenen Männer zum Kaiser zu schicken und durch Überreichung eines großen Geldgeschenktes die Rücknahme des Gesetzes zu erwirken. Aber der Kaiser weigerte sich, irgend einen Juden zu empfangen.

Als nun das Gesetz in allen Provinzen des Reiches bekannt geworden war, so erfuhr es auch Bar Kappara

und faßte den Entschluß, nach Rom zu gehen und zu versuchen, ob er nicht Zutritt zum Kaiser und die Aufhebung des harten Gebotes erlangen könnte. Dabei setzte er große Hoffnung auf die Fürsprache des Kaiserssohnes, dem er ja das Leben gerettet, und auf die dankbare Gesinnung des Kaisers selbst, wenn der Lebensretter seines Sohnes ihn um eine Gnade bäte.

So machte er sich auf den Weg und kam nach Rom.

Nun war Bar Kappara nicht nur ein reicher, sondern auch ein gelehrter Mann, und als die römischen Juden von seiner Ankunft hörten, suchten sie ihn auf, erwiesen ihm viel Ehre und rieten ihm, wenn er etwas für sie tun wolle, wie sie gehört hätten, doch erst beim jungen Kaiser sein Heil zu versuchen, damit dieser bei seinem Vater ein gutes Wort für sie einlege. Schließlich ermächtigten sie ihn auch, wenn er ihre Glaubensfreiheit mit Geld erkaufen könnte, jede beliebige Summe zu bieten.

Bar Kappara erwiderte: „Liebe Brüder, wenn es Gottes Wille ist, daß ich Gnade finde, so braucht es eures Geldes nicht. Ich hoffe aber, Wohlgefallen zu finden in des jungen Kaisers Augen und daß er für uns bitten wird bei seinem Vater.“

Hierauf begab er sich, stattlich gekleidet, vor das Schloß des jungen Kaisers und ließ ihm melden, ein Jude wünsche seine kaiserliche Hoheit zu sprechen.

„Ein Jude?“ dachte sich der Kaiserssohn, „was der von mir will, kann ich mir schon denken. Was kann ich aber tun? Ich wollte längst schon ihren Wunsch erfüllen, allein mein Vater will nicht. Doch um meinen guten Willen wenigstens zu zeigen, so mag der Jude vor mich kommen.“

Und der Türhüter erhielt Befehl, den Juden vorzulassen.

Beim Anblick der stattlichen Gestalt des Bar Kappara gedachte der Kaiserssohn sogleich seines Retters, doch erkannte er ihn nicht, da manches Jahr inzwischen vergangen war. Bar Kappara aber warf sich ihm zu Füßen und sprach:

„Kaiserlicher Herr, wir flehen deine Gnade an, daß du bei deinem Vater für uns bitten wollest, daß er das grausame Gesetz gegen uns zurücknehme. Gedenke auch, was du mir versprochen hast, als ich dich aus dem Wasser rettete, daß du allen Juden wolltest gütig sein um meinetwillen.“ So sprach er unter Tränen.

Kaum aber hatte des Kaisers Sohn diese Worte gehört, als er von seinem Sitze sprang, Bar Kappara aufhob, ihm um den Hals fiel und vor Freude weinend ausrief: „Mein teurer Ketter, steh' auf und sei getrost! Ich will gewiß mein Bestes tun, um meinen Vater zur Zurücknahme des harten Gebotes zu bewegen.“ Dann setzte er ihn neben sich und tat ihm große Ehre an.

Aber Bar Kappara sprach: „So sehr mich deine Freundschaft auch beglückt, so muß ich dich doch bitten, vorerst jede Ehrung zu unterlassen, denn nicht deswegen habe ich den weiten Weg zu dir gemacht, sondern unverzüglich deinen Vater zu bitten, er möge das grausame Gesetz aufheben, durch welches schon so viele Juden um ihr Leben gekommen sind. Sei versichert, du tust damit ein gutes Werk und unser Gott wird dir dafür mit langem Leben lohnen.“

„Bei allen Göttern,“ erwiderte der junge Kaiser, „ich will mit meinem Vater reden; ich will furchtlos mit ihm reden und dir dann verkünden, was ich ausgerichtet habe. Bis dahin sei getrost!“

Mit großer Spannung erwarteten die Juden Roms die Rückkehr Bar Kapparas. Als er kam, sprach er zu ihnen: „Meine Brüder, ich denke, daß die Sache ein gutes Ende nehmen wird. Doch laffet in eurem Beten und Fasten nicht nach; ich selber will desgleichen tun, damit sich Gott unser erbarme.“

Das klang den Juden wenig erbaulich, denn sie erkannten daraus, daß er noch nichts ausgerichtet habe.

Der junge Kaiser aber ging zu seinem Vater und bat ihn, er möchte am folgenden Tage sein Gast zum Mittagessen

sein. Das versprach der Vater. Als sie nun an der Tafel saßen, kam Bar Kappara und begehrte Einlaß. Aber der Türwächter hielt ihn an und bedeutete ihm, daß der Kaiser eben bei Tische wäre. „Das tut nichts,“ meinte Bar Kappara, und schenkte ihm einen goldenen Ring, „melde mich nur immerhin!“

„Und wenn du mir auch noch so viele Ringe schenktest,“ antwortete der Türwächter, „so könnte ich dich doch nicht einlassen. Denn der alte Kaiser speist heute bei seinem Sohne. Er kann keinen Juden sehen, und lasse ich dich dennoch ein, das könnte mich mein Leben kosten.“

Da sprach Bar Kappara: „So bringe dem jungen Kaiser dieses Brieflein! Begehrt er mein, sobald er es gelesen, so rufft du mich; wo nicht, so will ich gern von hinnen gehen.“

Der Türhüter mochte sich das Kinglein gern verdienen und übergab das Schreiben seinem Herrn. Als der es gelesen hatte, erschrak er sehr. Denn er dachte: „Lass' ich den Juden hereinkommen, so verläßt mein Vater, der keinen Juden sehen kann, die Tafel; lasse ich den Juden nicht herein, das wäre ungebührlich gegen meinen Lebensretter. Was soll ich also tun? Ich will aber lieber meinem Herzen folgen und ihn doch hereinlassen. Vielleicht, daß mein Vater, wenn er den Juden sieht, der mir das Leben gerettet hat, sich um meinetwillen dazu entschließt, den Juden gnädig zu sein.“ Also gab er Befehl, der Jude sollte sogleich heraufkommen.

Der Türhüter war nicht wenig erstaunt, daß ein Jude vor den Kaiser gelassen wurde, und noch dazu über Tisch. „Das muß doch ein ganz ungewöhnlicher Jude sein,“ sagte er sich und stieg die Stufen hinab zu Bar Kappara. Dieser hatte sich also in seiner Berechnung nicht geirrt.

Als er in den Saal trat, fiel er vor dem Kaiser nieder und bat um Gnade für sich und die armen Juden, deren Leben durch das grausame Gebot gefährdet sei. Sobald aber der junge Kaiser den Bar Kappara gesehen hatte

erhob er sich, nahm ihn bei der Hand und setzte ihn neben sich an den Tisch.

Dann sprach er: „Mein teurer Vater, diesem Juden bin ich Ehre und Liebe schuldig, denn er ist es, der mir das Leben gerettet hat. Hätte er es nicht getan, so wäre ich heute nicht mehr am Leben, und du hättest keinen Nachfolger auf dem Throne. Wir verdanken ihm also viel, und darum wäre es unsere Pflicht, auch ihm Gutes zu erweisen. Das aber kann am besten dadurch geschehen, daß du das harte Gesetz, das du der Juden wegen gegeben hast, zurücknimmst.“ Mit diesen Worten fiel er vor seinem Vater nieder und umfaßte flehend seine Kniee.

Dem alten Kaiser ward es wunderbarlich zu Mute. Der Jude war ihm ein Greuel; aber er bedachte andrerseits, daß, wenn sein Sohn ertrunken wäre, die Krone und das Reich in fremde Hände hätten übergehen müssen — es schien ihm also, daß der Jude etwas Dank verdient habe, aber er konnte seinem Hasse nicht entsagen. So entschloß er sich folgendermaßen und sprach: „Mein lieber Sohn, es kommt der Tag, da ich dir alle meine Untertanen übergebe, so will ich heute den Anfang machen mit den Juden: sie seien dir geschenkt! Nun tu' mit ihnen, wie es dir beliebt, aber sage es mir nicht!“ Dem Bar Kappara aber reichte er eine goldene Halskette mit den Worten: „Da, Jude! Diese goldene Kette schenke ich dir zum Lohne dafür, daß du meinem Sohne das Leben gerettet hast.“ Damit verließ er den Saal.

Bar Kappara aber wollte die Kette nicht behalten. „Nicht um Gold und Goldeswert habe ich dir das Leben gerettet,“ sagte er, „und begehre keinen andern Lohn, als daß du den Juden gestattest, nach ihrer Religion zu leben.“ Erst als der junge Kaiser heftig in ihn drang, entschloß er sich, die goldene Kette zu behalten.

Dann wurde sogleich in Gegenwart von einigen Räten der Krone ein Gesetz niedergeschrieben, wonach die Juden fortan in der Ausübung ihrer Religion ungehindert sein

ollten; Bar Kappara aber eilte freudig zu seinen Glaubensbrüthern, um ihnen die glückliche Wendung zu berichten und eine Abschrift des neuen Gesetzes vorzuzeigen. Die Freude der Juden kann man sich denken; sie dankten Gott und Bar Kappara und feierten ein Freudenfest.

Am folgenden Tage sandte der junge Kaiser nach Bar Kappara, und die Juden erschrafen schon, weil sie fürchteten, der Kaiser könnte wieder etwas anderes beschloffen haben. Aber Bar Kappara beruhigte sie, indem er ihnen sagte, er habe ohnehin versprechen müssen, vor seiner Abreise noch einmal im kaiserlichen Schlosse vorzusprechen.

Dort angekommen, fand er den jungen Kaiser bei Tische, umgeben von den vornehmsten Männern des Reiches. Er hatte kaum den Juden erblickt, so erhob er sich von seinem Sitze, eilte ihm entgegen, nahm ihn bei der Hand und setzte ihn an seine Seite. Dann erzählte er vor allen Herren, wie er diesem Juden zu ewigem Dank verpflichtet sei und gab ihm nochmals das Versprechen, so lange er lebe, solle die Juden keine Unbill treffen; auch wolle er es seinen Nachfolgern einschärfen, stets gnädig gegen sie zu sein. Dann gab er ein Zeichen, und herein brachte ein Diener ein kostbares Samtgewand, mit dem Bar Kappara sogleich bekleidet wurde; darüber hing ihm der junge Kaiser eine goldene Kette.

Aber auch der alte Kaiser begann Wohlgefallen an dem stattlichen Juden zu finden, der seinem Sohne das Leben gerettet und die Heimkehr ermöglicht hatte, beschenkte ihn neuerdings und bat ihn, doch mit Weib und Kind nach Rom zu kommen und dort zu wohnen.

Nur mit Widerstreben gab Bar Kappara nach; und als er mit seiner Familie wieder nach Rom gekommen war, tat es der junge Kaiser nicht anders, Bar Kappara mußte seine Wohnung neben dem kaiserlichen Schlosse nehmen. Die Juden aber hatten, so lange der junge Kaiser lebte, keinen Grund zur Klage.

## Keine Überraschung!

R. Chanina b. Chachinai zog aus, um sich bei namhaften Gelehrten weiterzubilden und blieb zwölf Jahre fort. Inzwischen hatte sich seine Heimatstadt so verändert, daß er, heimgekehrt, sein Haus nicht finden konnte. Er setzte sich also an den Rand des Baches, aus dem die Einwohner ihr Wasser holten, und hier hörte er, wie ein junges Mädchen einem anderen zurief: „Tochter Chachinai!“ „Das könnte ja meine Tochter sein,“ denkt der Rabbi, „ich will doch hinter ihr hergehen und sehen, wohin sie geht.“ Er folgt ihr also nach und tritt ins Haus. Wie ihn sein Weib erblickt und erkennt, da rührt sie der Schlag vor plötzlicher Freude, und sie stirbt. Da begann Rabbi Chanina: „Herr der Welt, ist das der Lohn der Frau, die zwölf lange Jahre allein gelebt, daß sie bei meiner Heimkehr sterben muß?“ Dann aber betete er inbrünstig zu Gott, und das Leben kehrte ihr zurück.

Hieraus soll aber jeder lernen, daß man nicht plötzlich wiederkommen, sondern sich vorher anmelden soll.

(W. Mb. No. 73.)

## Ein geduldiger Lehrer.

Rabbi Perida hatte einen Schüler von ungewöhnlich schwachem Auffassungsvermögen, so daß er ihm jede Sache vierhundertmal wiederholen mußte, ehe er sie behielt.

Einnmal hatte er ihm eine Sache eben zum vierhundertsten Male vorgetragen, als er zu einem guten Werke abgerufen wurde. Als er zurückkam, fand er, daß sein Schüler wieder alles vergessen hatte.

Da sprach der Rabbi: „Sag' an, mein Sohn, wie kommt es, daß du es heute noch nicht kannst, wiewohl ich es vierhundertmal mit dir wiederholt habe? Das hat doch sonst genügt, warum denn heute nicht?“

Darauf erwiderte der Schüler: „Mein lieber Rabbi, ich will dir bekennen, daß ich von der Minute an, wo man dich zu dem frommen Werke rief, nicht mehr auf deine Rede völlig achtete, weil ich mir immer dachte: Jetzt geht der Rabbi fort.“

„Nun denn,“ sprach R. Perida, „so gib jetzt acht, wir wollen noch einmal beginnen.“ Und lehrt ihn noch einmal, vierhundertmal, bis der Schüler es behalten hat.

Da erscholl eine Himmelsstimme also: „Was willst du lieber, mein Perida: noch vierhundert Jahre leben, oder gleich samt deinen Kindern eingehn in das Paradies?“

„So will ich lieber,“ gab R. Perida zur Antwort, „sogleich mit meinen Kindern in das Paradies.“

Gott aber sprach: „Diesem wahrhaft frommen Manne werde beides: vierhundert Lebensjahre und das Paradies!“

(Pr. Mb. No. 132.)

## 56. Almosengeben rettet vom Tode.

Benjamin, ein frommer Mann, hatte die Almosen der Gemeinde zu verteilen. Da kam einstmals, zur Zeit der Hungersnot, auch eine Frau und bat um ein Almosen. Doch Benjamin beteuerte, er habe alles fortgegeben, und ehe nicht neue Gaben eingegangen wären, könnte er ihr gar nichts geben.

Da sprach die Frau: „So schwöre ich, daß, wenn du mir nicht hilfst, eine arme Frau mit sieben unmündigen Kindern Hungers sterben muß.“

Als Benjamin das hörte, ward ihm weh ums Herz, und er bedachte sie mit einer Gabe von seinem eignen Gute.

Nicht lange darauf ward Benjamin so krank, daß keiner glaubte, er werde wiederum genesen.

Da traten die Engel vor Gottes Thron und sprachen: „Herr der Welt! Es heißt: wenn einer auch nur einen aus dem Volke speist, so gilt das so viel, als hätte er die

ganze Welt erhalten. Nun hat doch Benjamin die Frau mit sieben Kindern gespeist, und soll jetzt eines jähen Todes sterben?"

Da ließ Gott Benjamin gesunden, daß er noch zwei- undzwanzig Jahre lebte.

(W. Mb. No. 83.)

57.

### Nahum aus Gimsö.

1.

Einstmals wollten die Juden dem römischen Kaiser, der eben in Syrien, also in ihrer Nähe, weilte, ein Geschenk übersenden und berieten, wer wohl am geschicktesten wäre, ihm solches zu überbringen. Da kamen sie überein, R. Nahum aus Gimsö zu senden. Nahum war ein frommer und gelehrter Mann, dem Gott schon manches Wunder hatte geschehen lassen.

Sie füllten also ein zierliches Kästchen mit allerlei Kostbarkeiten, mit Perlen und Edelsteinen und übergaben es dem Nahum, daß er es dem Kaiser bringe.

Aber in einer Herberge, die er unterwegs einmal auffuchen mußte, hatte man gemerkt, daß der Inhalt des Kästchens ein kostbarer sein müsse, bemächtigte sich des Kästchens, leerte es aus und füllte es wieder mit Erde, damit Nahum nichts merke. Als dieser das Kästchen öffnete, um nach seinem Schätze zu sehen, sah er statt dessen die Erde. Er erschrak heftig, beruhigte sich aber gleich und sprach, wie immer, wenn ihm etwas Böses widerfuhr: „Gam su letoba“ (Was Gott tut, das ist wohlgetan!) und setzte seinen Weg zum Kaiser fort.

Dort angelangt, überreichte er das Kästchen mit der Bitte, der Kaiser möchte die Gabe, die ihm die Juden sandten, gnädig annehmen; er wisse ja, sie wären nur arme Leute.

Der Kaiser nahm das Kästchen freundlich an; doch als er es öffnete und eitel Erde darin fand, geriet er sehr in Zorn und rief: „Seht her, wie die Juden meiner spotten! Eine Lade voll mit Kot! Das sollen sie fürwahr mit ihrem Leben büßen!“

Da erhob sich einer von des Kaisers Räten, ein alter Mann, und sprach: „Mein kaiserlicher Herr, beeil' dich nicht, das Todesurteil auszusprechen, du könntest leicht unschuldig Blut vergießen. Vernimm zuvor, was ich zu sagen weiß. Mir ward von altersher die Kunde, daß Abraham, der Stammvater der Juden, sobald er sich vor Feinden schützen wollte, eine Handvoll Erde von dem Boden hob und gegen diese Feinde schleuderte. Da ward der Staub zu Schwertern, die die Feinde töteten. Auch Pfeile wurden draus, wenn er von dieser Erde auf die Feinde warf. Vielleicht, daß in dem Kästchen solche Erde ist!“

Der also sprach, war niemand anders als der Prophet Elias, der plötzlich erschienen war und die Gestalt eines der kaiserlichen Räte angenommen hatte, um die Gefahr von den Juden abzuwenden.

Nun war der Kaiser eben im Begriff, gegen eine auf-rührerische Provinz zu Felde zu ziehen, und als er von der wunderbaren Erde hörte, dachte er: „Das wäre mir ja eben recht; ich will's einmal versuchen.“

So zog er vor die größte Stadt der Feinde, warf eine Handvoll Erde aus dem Kästchen gegen sie — und siehe da: es wurden eitel Schwerter draus! Nun war die Stadt gar bald bezwungen, und der Kaiser ließ die kostbare Erde in seiner Schatzkammer sorgfältig aufbewahren. Die Lade aber füllte er mit Perlen und Edelsteinen, übergab sie dem Nahum als Gegengeschenk und entließ ihn mit großer Ehre und Auszeichnung.

Als er nun wieder zu der Herberge kam, in welcher man sein Kästchen seines Inhaltes beraubt und dann mit Erde gefüllt hatte, fragte man ihn staunend, was er denn dem Kaiser geschenkt habe, daß er so ausgezeichnet worden sei.

Da antwortete er: „Ich habe ihm nichts andres übergeben, als was ich von hinnen mitgenommen.“

„Wenn das so ist,“ dachten die Bösewichter, „so wollen wir uns auch so große Ehre und Reichthum holen.“ Füllten also einen Kasten mit Erde an, brachten sie dem Kaiser und sprachen: „Herr Kaiser, nimm auch unsere Gabe an, es ist dieselbe Erde, wie der Jude dir gebracht.“

„Laßt sehen,“ sprach der Kaiser und versuchte sie.

Als er aber fand, daß es Erde war, wie jede andere, ward er zornig und ließ sie alle töten. Den Juden aber blieb er wohlgefinnt sein Leben lang.

## 2.

Derfelbe Nahum zog eines Tages zu seinem Schwiegervater. Drei Esel trugen die Geschenke, die er ihm überbringen wollte: herrliche Speisen und Getränke und süße Früchte.

Da begegnete ihm ein hungriger Armer und sprach: „Ach, Rabbi, gebt mir etwas zu essen!“

„Gedulde dich ein wenig,“ rief ihm Nahum zu, „ich will von einem Esel herunterholen, dann will ich dir geben.“

Doch ehe er damit fertig war, brach der Arme zusammen und gab seinen Geist auf.

Schmerzliche Reue erfaßte da den Nahum, er warf sich auf den Toten und rief aus: „So mögen die Augen, die dein Elend gesehen und sich deiner nicht erbarmt haben, erblinden! Die Hände, die sich deiner nicht erbarmten, müssen abgeschnitten werden! Die Füße, die sich deiner nicht erbarmten, daß sie eilten, müssen lahm werden! Ja mehr: der ganze Leib des Unbarmherzigen verdient, von Gott gestraft zu werden!“

Diese Verwünschung des frommen Mannes ging nur allzusehr in Erfüllung. Er erblindete, beide Arme mußten ihm abgenommen werden, den ganzen Körper bedeckten Geschwüre, und auf beiden Füßen ward er lahm.

So lag er elend und hilflos auf seinem Bette, dessen Stollen im Wasser standen, damit das Ungeziefer nicht zu ihm hinaufkrieche, und in einer ärmlichen Hütte, die jeden Tag den Einsturz drohte. Daher machten ihm seine Schüler, die in Treue an ihrem frommen Lehrer hingen, das Anerbieten, ihn samt dem Bette aus der baufälligen Hütte herauszutragen; das übrige Hausgeräte wollten sie danach gleichfalls herausschaffen.

Aber Nahum sprach: „So lange ich selbst in dieser Hütte weile, wird sie nimmermehr zusammenbrechen.“ So machten sie sich denn zuerst daran, sein Hausgerät hinauszuschaffen, und dann erst trugen sie das Bett mit ihrem teuren Meister hinaus. Kaum aber war der draußen, so stürzte die Hütte zusammen.

All dies Elend ertrug Nahum mit Geduld, um sein Vergehen in diesem Leben abzubüßen und so die ewige Seligkeit im künftigen Leben zu erwerben.

(W. Mb. No. 95.)

58.

### Uneigennütziges Wohltun.

R. Elieser aus Barthotha in Obergaliläa, dessen Grab noch heute bei den Ruinen dieser Stadt gezeigt wird, war überaus wohlthätig gegen die Armen, obwohl er selbst nicht zu den Begüterten gehörte. Wenn die Almosensammler seiner ansichtig wurden, so entzogen sie sich ihm deshalb oft genug absichtlich, weil sie wußten, daß er alles herzugeben pflegte, was er gerade bei sich hatte.

Einstmals ging er aus, um für seine Tochter, die kurz vor ihrer Hochzeit stand, noch allerlei einzukaufen. Da erblickte er von fern die Armenpfleger, die aber, als sie seiner ansichtig wurden, in eine andere Straße einbogen. Flugs eilte er ihnen nach, holte sie ein und fragte sie, für wen sie sammelten. Als er hörte, daß für ein armes, verwaisetes Brautpaar die Aussteuer zusammengebracht werden

solle, gab er ihnen ohne Besinnen alles Geld, das er bei sich hatte, und behielt nur einen Silberling zurück. Für diesen kaufte er ein Maß Weizenkorn und schüttete es daheim in den Kornkasten. Dann ging er in das Lehrhaus, um dort an den Verhandlungen und Vorträgen der Gelehrten teilzunehmen.

Inzwischen kam seine Frau auch nach Hause und fragte ihre Tochter, was der Vater ihr eingekauft habe. Diese erwiderte: „Alles, was er heimggebracht, hat er in den Kornkasten getan. Komm und sieh!“

Aber sie konnte die Türe kaum aufmachen, denn die ganze Kammer war bis hinauf an die Decke voll Weizen.

Da lief sie zu ihrem Vater ins Lehrhaus und rief: „Mein Vater, komm eilends heim und sieh, was dein himmlischer Freund dir beschert hat!“ und erzählte ihm von dem Wunder in der Kornkammer.

Der fromme Mann merkte nun wohl, daß Gott sein Wohltun damit habe lohnen wollen; aber er wollte keinen irdischen Lohn, sondern den ewigen Lohn im Himmel. Darum rief er sogleich aus: „So schwöre ich bei Gott, daß weder ich noch du von diesem Segen mehr Genuß haben sollst, als jeder Arme.“

Und so geschah es auch.

(W. Mb. No. 42.)

### Gelehrtdünkel.

Rabbi Simeon, Sohn Eleasars, kam soeben von der hohen Schule heim, gehoben von dem Bewußtsein, mehr als andere gelernt zu haben; auch hatte er bereits einen geachteten Namen und galt für einen der bedeutendsten Gelehrten. So ritt er stolz und selbstgefällig auf seinem stattlichen Esel am Ufer eines Flusses, lächelte zufrieden vor sich hin, und die Siegesfreude strahlte auf seinem Angesichte.

Da nahte ihm ein Mann zu Fuß, ein Mohr, der rief ihm ehrerbietig zu: „Grüß' dich Gott, mein Rabbi!“

Der Rabbi aber erwiderte seinen Gruß nicht, sondern rief im Spott: „Ei, sag' mir an, du Wicht, sind alle Leute deiner Stadt so schwarz wie du?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Schwarze, „doch frage meinen Meister, der mich schuf, warum er so ein garstig schwarzes Ding geschaffen hat!“

Die Rede schnitt dem Rabbi in das Herz; er sah nun ein, daß seine Frage gar nicht fein gewesen und daß er Gott gelästert habe.

Sogleich stieg er von seinem Esel, fiel dem schwarzen Mann zu Füßen und sprach: „Ich bitte dich, o Lieber, verzeihe mir, was ich so unbedacht gesprochen habe!“

Der Schwarze aber sagte: „Ich verzeihe nicht, bis du zu meinem Schöpfer gehst und ihn befragst, warum er solchen schwarzen Wicht geschaffen hat.“ Und wandte sich und ging.

Der Rabbi aber folgte ihm, bis sie zu seiner Stadt gelangten. Wie nun die Leute dieser Stadt den R. Simeon erkannten, riefen sie voll Ehrfurcht: „Sei uns begrüßt, du unser Herr und Meister!“

Da rief der Schwarze aus: „Wen nennt ihr Herr und Meister?“

Sie aber sprachen: „Den hochgelehrten Rabbi, der dir folgt.“

„Wenn das ein Rabbi ist,“ erwiderte der Schwarze, „so wünscht' ich wohl, daß es nicht viele seinesgleichen gäbe!“

„Nicht viele?“ riefen alle aus, „so sprich, warum? Was hat der würdige Rabbi dir getan?“

„Das sollt ihr gleich erfahren!“ sprach der Schwarze und erzählte.

Da riefen alle: „Wir bitten dich mit ihm: vergieb! Er ist ein so vortrefflicher Gelehrter, daß er es wohl verdient.“

Da sprach der Schwarze endlich: „Nun wohl, da ihr mich alle bittet, so will ich ihm verzeihen um euretwillen.“

Er aber soll sich's merken und in Zukunft seinen Hochmut fahren lassen."

Das hat der Rabbi Simeon getan.

Der Schwarze aber war kein anderer, als der Prophet Elias.

(Pr. Mb. No. 102.)

### Die beste Ware.

Es fuhr ein Schiff mit reicher Ladung übers Meer, und in dem Schiff befanden sich die Eigentümer dieser Ladung. Sie fuhren heim und redeten von ihren Waren, von Einkauf, Verkauf und Gewinn.

Auf demselben Schiff befand sich auch ein Schriftgelehrter. Und als die Handelsleute nichts mehr unter sich zu sprechen hatten, fragten sie den Rabbi, welche Waren er denn mit sich führte und wo er sie hätte.

Der Rabbi sprach: „Ich trage alle meine Ware bei mir.“

Da meinten sie zuerst, er handle wohl mit Perlen und mit Edelsteinen und habe sie in seinen Kleidern stecken. Sie musterten ihn scharf und merkten bald, daß er nichts bei sich führte. Da begannen sie sich zu belustigen und machten manche spöttische Bemerkung über seine unsichtbaren Schätze. Der Rabbi aber sprach: „Ich sage euch, die Ware, die ich mit mir führe, ist kostbarer als eure Ware.“

Doch was geschah?

Auf hohem Meere kamen Seeräuber, die plünderten das Schiff so gründlich, daß den Handelsleuten nichts blieb als das nackte Leben. So kamen sie als arme Leute an das Land.

Der Rabbi aber ging sogleich ins Lehrhaus jener Stadt am Meeresufer, und da man hier sein tiefes Wissen leicht bemerkte, erwies man ihm viel Ehre und beschenkte ihn mit allem, was er brauchte.

Als bald ging er hinaus zum Meere, und jung und alt gab ihm in Ehrfurcht das Geleite.

Er fand die Handelsleute noch am Strande. Diese, kaum notdürftig gekleidet und völlig ratlos, trauten ihren Augen kaum, als sie den Rabbi, mit prächtigen Kleidern angetan und ehrenvoll geleitet, kommen sahen. Sie eilten ihm entgegen, baten um Verzeihung, daß sie ihn verspottet hatten und flehten ihn inständig an, die Einwohner der Stadt um Kleidung und um Nahrung für die Ausgeplünderten zu bitten.

Das versprach der Rabbi und fuhr fort: „Seht ihr nun, daß meine Ware besser ist als eure? Denn eure Ware ist dahin, die meine aber hab' ich noch. Auch bringt nicht jede Ware den Gewinn, den man erhofft; die Thora aber bringt Gewinn in diesem und in jenem Leben.“

(Pr. Mb. No. 136.)

61.

### Das erste Ehejahr.

Es lebte einst ein frommer Mann, hieß R. Ruben, des Gebet war ganz besonders wohlgefällig vor Gott und hatte schon manches böse Verhängnis von den Juden abgewendet.

Er hatte nur einen einzigen Sohn, der war dem Vater gleich in Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, und dieser einzige Sohn sollte ihm sterben. So hatte es der Todesengel ihm im Namen Gottes angekündigt.

Da sprach R. Ruben: „Was Gott bestimmt hat, das kann niemand wehren oder wenden. Doch muß ich es beklagen, daß ich die größte Freude eines Vaters nicht haben soll, meinen Sohn zuvor unter der Chuppa (Trauhimmel) zu sehen.“

„Das mag dir noch gelingen,“ sprach der Todesengel, „ich will dir gerne warten.“

Dem Rabbi war zwar nicht hochzeitlich zu Mute, doch da die Braut schon ausersehen war und er den Sohn nicht betrüben wollte, so verlobte er die beiden unverzüglich

und verkündete, daß die Hochzeit in vier Wochen sein sollte. Man kann sich denken, daß die Leute über diese Eile nicht wenig erstaunt waren. Aber keiner kannte die Ursache.

Nun sandte der Rabbi seinen Sohn aus, um zur Hochzeit zu laden. Da begegnete ihm der Prophet Elias und sprach: „Wohin, mein Sohn, so eilig?“

Der junge Mann erwiderte: „Ich lade eben die Gäste zu meiner Hochzeit.“

Da sprach Elias: „So weißt du nicht, daß du noch vor der Hochzeit sterben mußt?“

„Ist das der Wille Gottes,“ antwortete der Bräutigam, „so will ich mich wohl fügen, denn ich bin nicht besser als meine Vorfahren, die ja auch sterben mußten.“

Elias aber fuhr fort: „Ich will dir einen guten Rat erteilen, den befolge! Sobald die Hochzeitsgäste schon am Tische sitzen, so setze dich zu ihnen; aber iß und trinke nicht und schlage deine Augen nieder! So wird ein Mann erscheinen mit unbedecktem Haupte, mit verworrenen Haaren und zerrissenem Gewande. Sobald du ihn erblickst, steh' auf, geh' ihm entgegen, verneige dich und führe ihn mit allen Ehren an den Tisch und gib ihm einen Platz bei deinen Ehrengästen. Doch weigert er sich, obenan zu sitzen und wählt sich einen andern Platz, so setz' dich neben ihn und unterlaß nicht, ihm jede Ehre anzutun. Dies ist mein Rat, sieh zu, daß du ihm folgest.“

Der Bräutigam versprach es, ging heim zu seinem Vater und berichtete ihm, daß er die Gäste eingeladen habe. Von der Begegnung mit dem Propheten Elias aber sagte er nichts, um seinen Vater nicht zu betrüben und ließ auch keinerlei Traurigkeit merken. So schienen Vater und Sohn sich gleichermaßen auf die Hochzeit zu freuen.

Als nun das junge Ehepaar getraut war und die Geladenen bei Tische saßen, zog bei Speisen und Getränken bald die heitere Hochzeitstimmung ein; nur der junge Ehemann saß still und trübe da und aß nicht und trank nicht, und keiner wußte, wie er das erklären sollte.

Es währte gar nicht lange, so trat ein Mann, barfüßig und barhäuptig, in zerrissenen Kleidern, ein, ganz so, wie ihn Elias angekündigt hatte. Der junge Ehemann erhob sich schnell von seinem Sitze, ging dem alten Bettelmann entgegen, faßte seine Hand und wollte ihn zum Ehrenplatze führen. Der Bettler aber weigerte sich dessen, und so setzte er ihn neben sich, ließ ihm auch die besten Speisen und Getränke reichen — kurz, er tat ganz so, wie ihm Elias anbefohlen hatte.

Allein der Anblick seines grausen Nachbars lähmte ihm die Zunge, daß er unfähig war, ein Wort zu sprechen.

Da begann der Fremde so laut, daß es alle hörten: „Mein Sohn, ich will dich etwas fragen.“

„So frage nur,“ erwiderte der junge Mann mit Bangen.

„Wenn du ein Haus willst bauen,“ fuhr der Fremde fort, „und du bedarfst des Strohes, um den Lehm damit zu mengen, sage mir, woher nimmst du das Stroh?“

Da sprach der junge Mann: „Ich würde wohl zum Bauern in die Scheune gehen und dort so viel des Strohes kaufen, als ich brauchte.“

Und wieder fragte der Fremde: „Wenn aber alles Stroh vermengt ist mit dem Lehm und jener Bauer zu dir kommt und wünscht sein Stroh zurück — was willst du machen?“

Sprach der junge Mann: „So wollt' ich ihm sein Stroh bezahlen, oder es durch andres Stroh ersetzen.“

„Wie aber,“ fuhr der Bettler fort zu fragen, „wenn er kein Geld und auch kein andres Stroh annehmen will, wie willst du es dann machen?“

„So bliebe mir nichts weiter übrig,“ antwortete der andere, „als den Lehm ganz zu zertrümmern und das Stroh herauszulesen, damit der Bauer dasselbe Stroh zurückerhalte, das er mir gegeben hat.“

„Nun denn,“ so fuhr der sonderbare Gast zu reden fort, „so hast du selbst dein Urtheil ausgesprochen. Denn der Bauer, der das Stroh dir gab, ist Gott, der Herr; der

Lehm bist du; das Stroh ist deine Seele, die fordert Gott zurück, dieselbe, die er dir einst gab. Ich selber aber bin der Todesengel, den Gott, der Herr, gesandt, um sie zu holen."

Als das die Hochzeitsgäste hörten, erfaßte sie ein jäher Schrecken; lautlose Stille trat ein. Der Bräutigam aber faßte sich alsbald und sprach: „Ist es der Wille Gottes, daß ich sterbe, so bitt' ich dich, erlaube mir, daß ich zuvor von meinen Eltern und von meiner Braut noch Abschied nehme — dann will ich gerne sterben.“

Da sprach der Todesengel: „Die Bitte will ich dir gewähren.“

Nun ging der junge Mann zu seinen Eltern und zu seinem jungen Weibe, um ihnen Lebewohl zu sagen, und es erhob sich großes Weinen und Klagen, wie man sich denken kann. Der Vater sandte ein inbrünstiges Gebet zum Himmel. Die Braut aber sprach: „Sag' mir doch einmal, daß ich es begreife: Wer sagt denn, daß du sterben mußt?“

„Der Todesengel ist gekommen,“ erwiderte der Bräutigam, „dort sitzt er und erwartet mich. Ich habe nur noch so lange Frist, bis ich dir für immer Lebewohl gesagt.“ Danach küßte er sie mit Inbrunst unter heißen Tränen.

Aber die Braut sprach: „Bleib' hier, ich will zum Todesengel gehen und selbst mit ihm reden; ich kann es noch nicht glauben, daß er dich töten soll.“

So ging sie hin und sprach: „Bist du es, der mir den Neuvermählten töten will?“

„Ich bin's,“ erwiderte der Todesengel.

Da sprach die Braut: „So gehe hin zu Gott, der dich gesandt, und mahne ihn an das Gebot, das er in seiner Thora selbst gegeben hat: ‚Wenn einer sich mit einem Weibe verlobt und sie noch nicht genommen hat, so soll er ein ganzes Jahr vom Kriegsdienst frei sein, damit er nicht im Kriege falle und ein anderer Mann sie nehme‘ (Deut. 20, 7). Will Gott sein eigenes Gebot umstoßen?

Und wäre das nicht gerade so, als wollt' er — Gott behüte — seine ganze Thora selbst umstoßen?“

Der Todesengel ward betroffen; das Entsetzen und die Angst, die sich so rührend auf dem bleichen Angesicht des jungen Weibes malten, erfüllten ihn mit Mitleid. Er trat vor Gott und legte Fürbitte ein, und die andern Engel, die das hörten, baten ebenfalls um Gnade. Im Hochzeitshause aber stand der fromme Vater und betete mit Inbrunst für das Leben seines Sohnes.

Da erbarmte Gott sich seiner und der Braut und schenkte dem Sohne noch sieben Lebensjahre.

So erfüllte sich das Psalmenwort (Ps. 145, 19): „Den Willen derer, die ihn fürchten, tut er und hört ihr Flehen und hilft ihnen.“

(W. Mb. No. 194.)

62.

### Kindlicher Gehorsam.

Ein frommer Mann lag im Sterben. Da rief er seinen Sohn und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn ich werde mich von diesem Lager nicht mehr erheben, sondern sterben; ich fühle es wohl. So bitte ich dich, daß du, wenn ich gestorben bin, alltäglich hinausgehst an den Fluß und den Fischen ein Stück Brot ins Wasser wirfst. Vergiß es nicht und sei versichert, daß diese Wohlthat dir am Ende reichen Segen bringen wird.“

„Das wolle Gott verhüten, daß du sterbest!“ sprach der Sohn mit Tränen in den Augen; „doch was du mir befehlst, das will ich tun mit tausend Freuden, und wäre es noch viel mehr.“

Der fromme Mann starb, und alle trauerten um ihn, denn er war geachtet und geliebt um seiner Tugenden willen. Der brave Sohn hielt sich eine Woche trauernd in seiner Wohnung, aufgesucht und durch freundlichen Zuspruch

von Verwandten und Bekannten getröstet; dann aber machte er sich auf, um das Gebot seines sterbenden Vaters zu erfüllen.

Jeden Tag ging er nun an das Wasser und streute Brot hinein.

Da war aber ein großer Fisch, der fing alles für sich auf, und wenn ein kleinerer sich nahte, so stieß er ihn hinweg. So fraß er allein alles fort und wurde groß und fett davon.

Da nun die kleineren Fische sahen, daß der große ihnen alles wegnahm, gingen sie zum Lewiathan, das ist der König der Fische, und klagten ihm ihr Leid. „Wenn du, o König, es ihm nicht wehrst,“ so schlossen sie ihre Rede, „so wird er zuletzt noch so groß und stark wie du. Sieh also zu, daß du ihm wehrest!“

Da sprach der König: „So gehet hin und untergrabet den Boden an der Stelle, wo der Mensch zu stehen pflegt, wenn er das Brot ins Wasser wirft, und saget dem großen Fische, daß er dabei helfe. Wenn dann der Mensch sich wird dem Wasser nahen, um wieder Brot hineinzuworfen, so wird er in das Wasser fallen. Dann bringet ihn zu mir!“

Ob dieser Antwort waren die kleinen Fische sehr erfreut, schwammen heim und meldeten dem großen Fische den Befehl des Königs. Aber der große Fisch ward sehr betrübt, denn die herrliche und dazu mühelos gewonnene Nahrung sollte ihm fortan nicht mehr werden — und er selbst sollte dazu mithelfen! — Doch dem Befehle des Königs mußte gehorcht werden.

So schwammen sie denn alle, der große Fisch und die kleinen, an die Stelle, wo der Jüngling das frische Brot ins Wasser zu streuen pflegte, und untergruben sie. Und als der, wie gewöhnlich, mit vollem Brotsack kam und sein frommes Tun beginnen wollte, gab der unterwühlte Boden nach, und er stürzte in das Wasser. Sofort verschlang ihn der große Fisch und schwamm mit ihm zum Lewiathan.

Hier angelangt, sprach er: „Deinem Befehle, o König, gehorsam, bringe ich dir den Menschen, dessen edlem Tun ich Wachstum und Gedeihen verdanke.“ Damit spie er seinen Wohltäter aus; der aber wurde sogleich vom Lewiathan verschlungen — und all sein Jammern half ihm nichts.

Nun aber sprach der Lewiathan zum jungen Menschen: „Sag' an, weshalb hast du eigentlich an jedem Tage meinen Fischen Brot gespendet? Was hattest du für einen Grund und welche Absicht?“

Und der Jüngling gab zur Antwort: „Ich habe weiter nichts bezweckt, als meines Vaters letzten Wunsch zu erfüllen, der sterbend mir geboten hat, die Fische täglich mit frischem Brot zu füttern und mir verhieß, daß das mir selbst zum Segen werde gereichen. Nun aber sehe ich, daß es mich ins Unglück gebracht hat.“

Da sprach der Lewiathan: „Es soll der Segen dir gewiß nicht fehlen, da du so treu erfüllt hast, was dein Vater dir befohlen; ich will dich alle siebenzig Sprachen lehren.“ Das tat er auch sogleich. Dann spie er ihn ans Land.

Der Jüngling aber, der so lange hatte die frische Luft entbehren müssen, fühlte sich so schwach und matt, daß er halb ohnmächtig am Ufer niedersank und seine Augen schloß.

Nicht weit davon saßen auf einem Baume zwei Krähen, es war ein Vater und sein Sohn. Der Sohn begann und sprach: „Ei, Vater, wie gelüftet's mich, die Augen jenes Menschen zu genießen, der dort am Ufer liegt; ich meine, er sei tot.“

Da antwortete der Vater: „Mein Sohn, ich rate dir davonzubleiben; der Mensch da tut nur so, als ob er schlafe. Sobald du dich ihm nahest, greift er dich und tötet dich.“

Aber der unerfahrene Sohn erwiderte: „Ich will es dennoch wagen,“ und flog hinab zum Menschen.

Nun hatte dieser alle Sprachen vom Lewiathan gelernt, verstand also die Sprache der Vögel und hatte auch die

Rede der beiden Krähen angehört und verstanden. Und als die junge Krähe sich auf ihn setzte, um ihm die Augen auszuhacken, ergriff er sie mit beiden Händen, um sie zu töten. Die alte Krähe sah es und rief: „Das hast du wohl verdient, mein Sohn, da du auf meine Warnung nicht gehört hast.“ Zum Jüngling aber sprach er: „Verschone meinen Sohn, so will ich dir einen Schatz zeigen, so reich, daß du für alle Zeit sollst herrlich und in Freuden leben können.“

Da sprach der Mensch: „Das will ich gerne tun, doch erst, sobald ich deinen Schatz mit meinen Augen sehe.“

„So grabe nur ein wenig unter jenem Baume,“ rief die alte Krähe wieder, „so wirst du einen Schatz finden, der dich reich und glücklich macht.“

Als bald begab der Jüngling sich an den besagten Baum und stieß nach wenigen Minuten schon auf einen Schatz, so reich, daß er vor Freude sich kaum fassen konnte. Die Krähe aber ließ er frei.

Nun dankte er Gott für den Reichtum, den er ihm beschied, baute sich ein schönes Haus, kaufte sich Acker und Wiesen, hielt Knechte und Mägde, tat Gutes den Armen und lebte glücklich bis an sein seliges Ende.

(W. Mb. No. 133.)

63.

### Die Amramkirche zu Mainz.

R. Amram, ein frommer und gelehrter Mann zu Mainz, war auf eine Zeit nach Köln am Rhein gegangen, um dort zu lehren. Da er aber krank ward und fühlte, daß er sterben werde, berief er seine Schüler an sein Lager und bat sie, wenn er gestorben wäre, seine Leiche nach Mainz zu bringen und neben seinen Eltern zu bestatten. Aber sie weigerten sich des, weil die weite Reise mit einer Leiche mit zu viel Beschwerden und Gefahren verbunden wäre.

Da sprach der Rabbi: „So versprechet mir wenigstens dieses: Wenn ich gestorben bin und ihr meine Leiche, wie sich's gehört, gewaschen, gekleidet und in den Holzkasten gelegt habt, so stellet diesen Kasten in ein Schifflein und laßt das Schifflein auf dem Rheine gehen, wohin es will; es wird den rechten Weg schon finden.“ Das versprachen sie und hielten ihr Versprechen.

Das Schifflein aber schwamm den Rhein hinauf, bis es an die Stadt Mainz kam.

Sobald die Leute es erblickten, waren sie sehr verwundert, keinen Menschen zu sehen, der es lenkte, noch mehr aber, daß es immer zurückwich, so oft man es ans Land ziehen wollte. Sie meldeten es dem Erzbischof, und nun strömte jung und alt, Juden und Christen an den Rhein, um das Wunder zu sehen. Aber so oft ein Christ sich anschickte, den Rachen ans Land zu ziehen, wich er zurück. Sobald aber ein Jude ihm nahete, kam er vorwärts. So merkte man bald, daß das Schifflein zu den Juden wollte und forderte diese auf, es zu landen und zuzusehen, was es mit ihm für Bewandtnis habe. Das geschah, und die Juden fanden in dem Kasten einen Leichnam und ein Schreiben, das lautete also:

„Liebe Brüder und Freunde der heiligen Gemeinde zu Mainz! Ich komme zu euch, weil ich in Köln am Rhein gestorben bin und in meiner Vaterstadt Mainz neben meinen Eltern begraben sein will. Ich bitte euch, mir diesen Dienst zu erweisen, und Gott schenke euch dafür Frieden und langes Leben! Dieses wünscht

R. Amram.“

Als die Juden das gelesen und also des R. Amram Tod erfahren hatten, waren sie sehr betrübt, nahmen den Kasten heraus und setzten ihn aufs Land. Aber die anwesenden Christen wollten den Leichnam, den sie für einen Heiligen hielten, nicht von den Juden fortschaffen lassen, und so entstand ein großes Getöse. Doch konnten die Christen den Kasten nicht von der Stelle bewegen. Da

befahl der Erzbischof, man sollte darüber wachen, daß der Kasten an seinem Platze bliebe; dann ging er hin und bestellte Bauleute, die über der Leiche eine Kirche erbauten. Die Juden konnten das nicht verhindern und waren darüber sehr traurig.

Aber allnächtlich erschien R. Amram seinen Schülern und bat sie, ihn zu begraben. Da teilten diese das den Mainzer Schülern mit, und diese entschlossen sich zu einer List. In einer dunklen und stürmischen Nacht holten sie einen Geheften vom Galgen herunter, kleideten ihn in das weiße Totengewand und legten ihn in die Lade; den R. Amram aber holten sie heraus und begruben ihn neben seinen Eltern.

(W. Mb. No. 241.)

### Die schnelle Reise.

Es lebte einst zu Mainz ein frommer Rabbi, der sterbend seinem gelehrten Sohne Elieser nebst anderen Geboten auch das ans Herz legte: niemals an die Donau zu gehen.

Nun hatte der R. Elieser viel sagen hören von R. Juda, der zu Regensburg saß und zudem auch ein wenig mit ihm verwandt war, und hätte ihn gar zu gerne aufgesucht, um von dessen tiefem Wissen etwas zu lernen. So entschloß er sich denn endlich, gen Regensburg zu ziehen und übertret so das väterliche Gebot.

R. Juda empfing ihn, wie es unter Gottesgelehrten üblich, indem er ihm die Hand zum Friedensgruße reichte; dann aber sprach er:

„Ich hätte dir billigerweise meine Hand zum Gruße gar nicht reichen sollen, denn du hast deines Vaters Gebot übertreten; und nur um dieses deines ehrwürdigen Vaters willen habe ich sie dir gereicht.“

Über diese Worte R. Judas erschrak R. Elieser sehr und merkte, daß dem frommen Gelehrten nichts verborgen war.

Er blieb nun im Hause R. Judas; aber Woche um Woche verging, Monate verstrichen, ohne daß dieser sich irgendwie mit ihm beschäftigte. Dem R. Elieser war deshalb gar nicht wohl zu Mute: er hatte den weiten Weg nach Regensburg gemacht, war Monate lang von seinem Hause abwesend, und hatte dennoch nichts gelernt!

So war der Winter hingegangen, und das Pessachfest stand bevor. Am Künfttage (Erew Pessach) in der Frühe war es dem R. Elieser ganz besonders weh ums Herz.

„Nun bin ich drei viertel Jahr von meinem Hause fort,“ so seufzte er, „und habe nichts gelernt! Heute abend beginnt das Pessachfest, das jeder Hausvater daheim, von seinem Hausgesind umgeben, mit Dank und Freude feiert — und ich bin fern, an einem fremden Tische, und mein Haus wird mich vermissen und noch dazu in Sorge sein, da es nicht weiß, wie es um mich steht . . .“

Dem R. Juda war der traurige Seelenzustand des R. Elieser nicht unbekannt geblieben; er hatte seinen Gast sorgfältig beobachtet und mit Genugthuung wahrgenommen, daß seine Absicht, ihn durch Nichtbeachtung zu strafen, erreicht wurde. Nun aber sollte die Buße auch beendet sein.

Am besagten Tage also redete er ihn an und sprach:

„Ich sehe wohl, R. Elieser, daß du recht traurig bist und kann mir die Ursache deiner Traurigkeit auch denken. Heute ist der Seder-Abend, und den möchtest du, wie es Brauch bei guten Juden ist, mit Frau und Kindern feiern. Ist's nicht so?“

„Ach, lieber Rabbi,“ erwiderte R. Elieser, „so ist es allerdings, und wenn es irgendwie mit Gottes Hilfe möglich wäre, so möchte ich heute abend wohl in meinem Hause sein; aber es ist zu spät, und heute noch nach Mainz zu kommen, ist unmöglich.“

„Nun,“ fuhr R. Juda fort, „was gibst du mir, wenn ich dich heute, noch vor Beginn des Festes, nach Mainz heimbringe?“

„Ach, spotte meiner nicht,“ rief R. Elieser, „das ist ja rein unmöglich.“

„Es ist mein lauterer Ernst,“ erwiderte R. Juda.

„Ach,“ rief R. Elieser lebhaft, „ich gäbe drum, was einer begehrt, wenn ich heute abend noch zu Hause sein könnte. Denn eine größere Freude wüßte ich mir nicht, als den heiligen Festtag daheim mit Weib und Kind zu begehen.“

„Nun,“ erwiderte R. Juda, „vorderhand hab' ich noch Wichtiges zu tun, ich muß die Mazzen für heute abend backen; sobald ich das getan, will ich darauf denken, wie du noch heute kannst gen Mainz gelangen.“

Über diese Worte R. Judas war R. Elieser sehr verwundert, doch schwieg er in Ehrfurcht und folgte ihm in die Backstube.

Als die zum Gebrauch für den Pessachabend besonders gekennzeichneten Mazzen (die sog. Mizvos) aus dem Ofen kamen, sprach R. Juda zum R. Elieser: „Nun nimm dir eine von diesen Mazzen und hebe sie wohl auf, damit du sie noch warm nach Mainz bringst.“

R. Elieser lachte vor Freuden, ging hin und machte sich reisefertig.

R. Juda aber tat ihm die Mazze in den Busen. Dann gingen sie zur Stadt hinaus aufs Feld.

Nun aber fiel es dem R. Elieser wieder schwer aufs Herz, daß er die ganze Zeit bei einem solchen Manne zugebracht und doch nichts von ihm gelernt hatte, und also unverrichteter Sache heimkehren mußte. Er war deshalb wieder sehr traurig und niedergeschlagen.

R. Juda merkte das und sprach: „Wohl weiß ich es, daß du von mir geheimes Wissen lernen wolltest. Ist's nicht so?“

„So ist es,“ sprach R. Elieser, „und deswegen habe ich den weiten Weg zu dir gemacht und die vielen Monate geopfert; allein die Hoffnung hat mich arg betrogen.“

„Und das mit Recht,“ versetzte R. Juda, „denn du hast deines Vaters Wort nicht beachtet. Doch weil dein Vater ein Verwandter von mir war und dazu ein so frommer Mann, so sollst du doch noch etwas lernen.“

Als bald schrieb er mit seinem Stabe einige geheimnisvolle Gottesnamen in den Sand und hieß sie R. Elieser lesen. Der tat es und, o Wunder! sogleich ward ihm das ganze Wissen des R. Juda kund. Aber dieser fuhr mit seinem Stabe über die Schrift im Sande, also daß alles wieder verwischt wurde, und sogleich hatte R. Elieser alles wieder vergessen. Das wiederholte er ein zweites und ein drittes Mal, und R. Elieser war sehr traurig, daß er nichts von des Rabbi geheimer Wissenschaft behalten konnte.

Nun schrieb R. Juda die geheimnisvollen Worte zum vierten Male in den Sand und befahl R. Elieser, diese Worte mit dem Munde aufzufangen und zu schlucken; das tat er; und als die heiligen Worte in ihn gekommen waren, wirkten sie derartig in ihm, daß er nun alles so gut wußte, wie R. Juda und nichts wieder vergaß.

Voller Freuden nahm er Abschied von seinem Lehrer, und dieser gab ihm einen so kräftigen Segen mit und fügte noch manchen wundertätigen, geheimnisvollen Gottesnamen hinzu, daß R. Elieser gegen Abend gesund und wohlbehalten in Mainz ankam.

Es war eben die Zeit, daß die Juden in die Synagoge gingen, um das Pessachfest zu begrüßen. Und als sie den R. Elieser sahen, boten sie ihm den Friedensgruß, den er fröhlich erwiderte, und fragten ihn, wo er die letzte Nacht geherbergt habe und von wo er heute hergekommen sei; denn es wäre gegen allen Brauch, daß ein Gottesgelehrter an einem Freitag oder an einem Künfttage vor dem Feste einen weiten Weg unternehme.

Da sprach R. Elieser: „Ich bin heute nachmittag noch zu Regensburg gewesen und habe dem R. Juda Chasid Mizwoh-Mazzen backen helfen. Und damit ihr es glaubet, so sehet hier die Mazze, die er mir mitgegeben hat, und die noch warm ist, und hier den Brief, den er mit eigener Hand an die Juden von Mainz geschrieben hat.“

Als sie das Wunder hörten, war die Freude unter ihnen groß. Am meisten aber freuten sich des Rabbi Frau und Kinder und feierten nun ein gar fröhliches Pefachfest.

(W. Mb. No. 173.)

65.

### R. Jechiel.

R. Jechiel in Paris war ein großer Schriftgelehrter und Kabbalist. Er hatte sich in seinem Studierzimmer eine Wunderlampe hergestellt, die brannte von einem Freitagabend bis zum andern — ohne Öl.

Die Kunde von dieser Wunderlampe kam auch dem Könige zu Ohren, und er ließ R. Jechiel fragen, ob die Sache wahr sei.

Der Rabbi befand sich nun in großer Verlegenheit, was er antworten sollte. Denn einerseits wollte er sich mit seiner Kunst nicht brüsten, andererseits fürchtete er, für einen Hexenmeister gehalten zu werden — und das war gefährlich. Er entschloß sich also zu einer Notlüge und ließ dem Könige antworten: es wäre nicht wahr.

Der König gab sich scheinbar zufrieden, verabredete aber mit einigen seiner Räte, er wollte an einem Mittwoch unangemeldet den Rabbi aufsuchen und sich durch den Augenschein Gewißheit verschaffen.

Nun gab es zahlreiche Judenfeinde in Paris, und manche waren so frech, daß sie sich ein Vergnügen daraus machten, den Rabbi in seinen Studien zu stören, indem sie an die Tür seines Studierzimmers klopfen. Um sich vor solchen Störungen zu schützen, hatte R. Jechiel mit

seiner kabbalistischen Kunst einen Nagel in den Boden gesteckt, auf den schlug er mit einem Hammer, sobald ein Unberufener an die Thür klopfte, und der Klopfers sank in den Erdboden.

Wie nun der König zu ungewohnter Zeit an seine Thür klopft und der Rabbi auf den Nagel schlägt, so sinkt der König bis an die Lenden in den Erdboden. Aber der König klopft nun erst recht, und R. Zechiel schlägt noch einmal auf den Nagel — da springt der Nagel weit heraus, und der Rabbi erschraf gewaltig.

„Das ist kein anderer als der König,“ dachte er, öffnete eiligst die Thür, fiel auf seine Kniee und bat demütig um Verzeihung. Dann aber führte er den König herein; denn als der Nagel aus dem Boden heraussprang, war auch der König wieder aus der Erde herausgehoben worden — aber der Schreck hatte ihn so sehr mitgenommen, daß er mehr tot als lebendig war.

Der Rabbi setzte ihn also an das Kaminfeuer, damit er sich erwärme, und brachte ihn mit allerlei stärkenden Mitteln allmählich wieder zu sich.

Dann verneigte er sich abermals und sprach: „Königliche Majestät, was ist euer Begehrt, daß ihr zu so ungewohnter Zeit mein Haus habt aufgesucht? Ein scharfer Wind weht um mein Haus, und der Eintritt ist nicht ohne Gefahr. Wer mir in böser Absicht naht, den schlingt die Erde ein. Wäre ich nicht sofort herausgekommen, so hätte die Erde auch euch verschlungen.“

„Nun,“ sprach der König, „halb hatte sie mich schon verschlungen. Es ist nur gut, daß du mich wieder gerettet hast. Ich will dir auch sagen, warum ich zu dir gekommen bin. Ich habe nämlich viel reden hören von deinen Zauberkünsten und auch von deiner Lampe, die ohne Öl brennt. Nun wollte ich mich selbst davon überzeugen.“

R. Zechiel erwiderte: „Behüte Gott, daß ich ein Zauberer sei! Aber ein wenig von den Händeln dieser Welt und ein wenig Wissen ist mir auch bekannt.“

Dann zeigte er dem Könige sein Wunderlicht: es war eine Art Mörtel und spendete Licht.

Darüber war der König sehr verwundert, und der Rabbi gefiel ihm; er machte ihn zu seinem Freund und Ratgeber und hielt ihn hoch in Ehren.

Aber die Hofleute waren neidisch auf den Juden und haßten ihn und suchten ihn zu stürzen. Einstmals sagten sie zum Könige: „Wie magst du einen Juden an deinem Hofe leiden, für den du doch nur ein Unreiner bist! Wenn du ein Glas Wein nur anrührst, so trinkt er ihn nicht mehr; und gar aus demselben Glase mit dir würde er um keinen Preis trinken.“

Der König schwieg dazu. Einmal aber, als R. Jechiel wieder bei ihm saß, reichte er ihm ein Glas Wein zu trinken.

Der Rabbi sprach: „Noch darf ich keinen Wein trinken; aber ehe ich vom Plaze gehe, werde ich ihn vor deinen Augen trinken; gestatte mir also ein wenig Frist!“

Inzwischen kam die Zeit, daß der König, wie immer nach dem Mahle, seine Hände waschen mußte, und er tat das in einem goldenen Becken. Da erhob sich R. Jechiel und trank das Waschwasser aus dem goldenen Becken vor den Augen des Königs und seiner Herren aus. Dann sprach er laut, damit es alle hörten:

„Dieses darf ich trinken, das ist mir nicht verboten; aber den Wein darf ich nicht trinken, das verbietet mir meine Religion.“

Als das der König sah und hörte, war er wohl befriedigt und hielt den R. Jechiel noch mehr in Ehren als bisher.

## Der verschlossene Kasten.

Ein reicher Mann, der merkte, daß er sterben werde, entbot die angesehensten Männer der Gemeinde an sein Lager und sprach in ihrer Gegenwart zu seinen drei Söhnen:

„Liebe Söhne, ich hinterlasse euch so viel, daß es für euer ganzes Leben wohl genügen kann. Ihr werdet außerdem noch einen Kasten finden, den sollt ihr uneröffnet lassen, es sei denn, daß die höchste Not euch zwingt, ihn aufzumachen. Damit ihr aber meinen letzten Willen noch leichter befolgen könnet, so soll der Kasten stets abwechselnd bei dem einen, der Schlüssel aber bei dem andern sein. Das müßt ihr mir mit Hand und Mund versprechen.“

Weinend versprachen es die Söhne in des Vaters Hand, und die Männer der Gemeinde waren Zeugen. Dann starb der brave Mann. Die Söhne teilten das reiche Erbe, der älteste nahm den Kasten in Verwahrung und der zweite den Schlüssel.

Aber der jüngste Sohn war ein Verschwender, und es währte nicht zu lange, so hatte er sein reiches Erbe aufgezehrt. Nun kam er zu den Brüdern und verlangte, sie sollten doch den Kasten öffnen, denn er hätte nichts und wäre in großer Not.

Dieses Ansinnen versetzte die Brüder in große Betrübnis, denn sie gedachten des Versprechens, das sie dem Vater einst gegeben hatten. So entschloß der älteste sich zu einem Opfer: er gab dem jüngsten 5000 Gulden mit den Worten: „Die gebe ich dir, damit du dir aufhelfest; kannst du sie mir wiedergeben, desto besser; kannst du es aber nicht, dann sollen sie dir geschenkt sein. Aber den Kasten lassen wir noch uneröffnet.“

Der jüngste Bruder nahm das Geld und war zufrieden. Allein es währte wiederum nicht lange, so hatte er es aufgezehrt. Er kam zum zweiten Bruder und versuchte ihn zu überreden, den Kasten endlich aufzuschließen, denn er sei in großer Not.

Der zweite Bruder, dem des Vaters Wunsch nicht minder heilig war, tat, wie der älteste gethan, ließ seinem jüngsten Bruder auch 5000 Gulden, indem er sagte: „Du magst sie mir zurückbezahlen oder nicht; den Kasten aber lassen wir verschlossen.“

So war der jüngste wiederum zufrieden. Doch als die Reihe an ihn kam, den Schlüssel zu verwahren, da machte er sich einen Nachschlüssel; und als der Kasten an ihn kam, schloß er ihn auf und nahm, so viel er wollte, indem er stets den Kasten mit so viel Steinen beschwerte, als er ihn um Geld erleichtert hatte, damit man seine Tat nicht merke.

So brauchte er von seinen Brüdern nichts zu fordern, und diese meinten, er sei ein Besserer geworden, gehe redlich den Geschäften nach, und waren herzlich froh.

Nach vier Jahren war der Kasten leer, und nur noch Steine lagen darin.

Nun kam der jüngste Bruder zu den beiden anderen und sprach: „Liebe Brüder, ich glaubte endlich euer nicht mehr zu bedürfen, doch ich sehe leider, ich habe weder Glück noch Stern. So ist die Not am höchsten, und darum bleibt nichts übrig, als den Kasten aufzuschließen.“

Als die Brüder sahen, daß sie den Kasten nicht länger konnten verschlossen halten, ließen sie die Männer, die bei des Vaters Tode zugegen gewesen waren, in die Gemeinde-stube bitten, schafften den verschlossenen Kasten auch dahin, und der älteste der Brüder sprach:

„Liebe Freunde, die ihr unseres Vaters Willen habt vernommen und den Kasten kennet, sehet und bezeuget, daß dieser Kasten unverfehrt und wohlverschlossen ist.“

„Wir sehen und bezeugen es,“ lautete die Antwort.

„Dieser Kasten,“ fuhr jener fort, „sollte nur in höchster Not geöffnet werden. Wir hofften, daß es niemals dazu kommen werde. Aber unser jüngster Bruder ist verarmt; 5000 Gulden haben wir ihm jeder schon geschenkt; es war vergebens, und heute hat er wieder nichts. Darum besteht er drauf, daß wir den Kasten öffnen.“

Man öffnete, und siehe da, es lagen eitel Steine in dem Kasten, und die Brüder wie die Zeugen waren starr vor Staunen.

Der jüngste Bruder aber rief: „Da seht ihr, meine Freunde, wie meine Brüder mit mir umgegangen sind: sie haben sich das Geld herausgeholt und dafür Steine eingelegt. Jetzt weiß ich auch, warum sie mir so großmütig von ihrem Reichtum gaben, um den sie mich betrogen.“

Damit wollte der Nichtswürdige den Verdacht von sich auf seine beiden Brüder lenken. Diese sahen einander stumm und fragend an und hegten einer gegen den andern Verdacht.

Die Zeugen aber sprachen: „Wir sind nicht weise genug, hier zu entscheiden, wer im Rechte sei. Doch wohnt in jener Stadt, nicht weit von hier, ein weiser Rabbi, zu dem begehbet euch, der wird den Streit entscheiden.“

So machten sich die Brüder auf den Weg zum Rabbi und trugen ihm ihr Anliegen vor. Der Rabbi war ein kluger Mann und merkte bald, wie die Sache stand; er hütete sich aber, seine Meinung auszusprechen, sondern beschloß es so anzufangen, daß der Dieb sich selbst verraten müßte.

Er begann also und sprach: „Ihr lieben Leute, das seht ihr selbst ja ein, daß dieser Fall sehr schwierig und ein Urtheil nicht so leicht zu fällen ist. Geduldet euch noch einen Tag, bis ich die Sache überdenke, dann gebe ich euch Bescheid. Meine Gedanken sind ohnehin mit einem andern Fall beschäftigt, der mir soeben zur Entscheidung übergeben wurde. Vielleicht schickt euch der Himmel her, daß ihr mir raten könnet.“

Mir ist das Folgende berichtet worden: Zwei reiche Männer, jeder Vater eines einzigen Kindes, der eine eines Söhnchens, der andre eines Töchterchens, hatten diese Kinder schon im zartesten Alter miteinander verlobt, um dadurch ihre Freundschaft noch mehr zu befestigen. Aber

die beiden Väter starben, noch ehe die Kinder herangewachsen waren, und hinterließen diesen ein ungeheures Vermögen.

Nun wurde der Sohn ein Taugenichts und Verschwender, und als er das Alter erreicht hatte, daß er hätte heiraten können, war all sein Reichthum vertan und er am Bettelstabe.

Die Tochter aber war zur Freude Gottes und der Menschen herangewachsen, ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und des Herzens, und war so schön geworden, daß ihres gleichen nicht zu finden war. Kein Wunder, daß die Freier sie umschwärmten.

Aber sie hatte ihren Verlobten nicht vergessen und sandte hin zu ihm, daß sie seiner harre und er nicht länger zögern möge, mit ihr vor Gott zu treten. Da ließ er ihr zur Antwort sagen, es wäre schon genug, daß er selbst in Armut lebe, er wolle nicht auch sie ins Elend stürzen. Er entsage ihr deshalb und bitte sie, auch seiner zu vergessen.

Diese Antwort tat dem Mädchen wehe: der Wunsch des Vaters war ihr heilig, und sie beschloß, den Anverlobten selbst zu fragen.

Sie legte Samt und Seide an, begab sich zu ihm und sprach: „Mein Lieber, steht es gar so böse, daß wir unserer Väter letzten Willen nicht erfüllen können? Und wenn du gar nichts hast, so habe ich doch so viel, daß wir beide sorglos leben können.“

Da sprach der Jüngling: „Es muß schon bleiben, wie ich sage. Ich kenne mich zu gut, um nicht zu wissen, daß ich, sobald ich wieder Geld und Gut besitze, ein Lotterleben führen und auch dich um dein Vermögen bringen werde. Darum laß ab von mir!“

Da ging das Mädchen fort und war sehr traurig. Allein nach einer Woche legte sie noch köstlichere Kleider an, schmückte sich mit goldenem und silbernem Geschmeide, ging zu ihrem Anverlobten und bat ihn noch einmal, der Väter Wunsch doch zu erfüllen.

Er aber blieb bei seiner ersten Rede.

Nach abermals acht Tagen versuchte sie es zum dritten Male. Sie war noch glänzender gekleidet, und die kostbarsten Perlen und Edelsteine schimmerten an ihr; sie versicherte ihm noch einmal, daß sie reich genug wäre, um selbst ein verschwenderisches Leben führen zu können; er solle also nicht unterlassen, dem Willen ihrer Väter nachzukommen — doch alles war vergebens. Der junge Mann blieb dabei, er würde das größte Vermögen in Kürze durchbringen und sie dadurch mit ins Verderben reißen. Solche Schlechtigkeit und Sünde aber wolle er nicht begehen.

Nun ließ das Mädchen ab von ihm, ging hin und heiratete einen hübschen, rechtschaffenen, aber armen Jüngling und hielt eine glänzende Hochzeit mit ihm, wie das bei ihrem großen Reichtum nicht anders zu erwarten war.

Allein als man das junge Ehepaar in feierlichem Zuge abends nach seinem Heim geleitete, brach eine Räuberbande aus dem Hinterhalt hervor und nahm Braut und Bräutigam gefangen. Der Führer der Bande, nicht zufrieden mit der Beute an Hab und Gut, wollte auch die Braut für sich behalten, doch sie bat ihn so inständig und beschwor ihn bei Gott, von seinem Vorhaben abzulassen, daß er Mitleid mit ihr empfand und sie freiließ, ohne auch nur etwas von ihrem Schmuck zu nehmen.

Soweit der Sachverhalt. Nun aber schreibt man mir, daß ich entscheiden möchte, wer der edelste von diesen dreien sei: der Bräutigam, der seine Braut nicht ins Unglück bringen wollte, oder die Braut, die ihres Vaters Wunsch so treulich zu erfüllen strebte, oder der Räuber, der das Weib eines anderen freigab. Wie denkt ihr darüber?"

Da sprach der erste Bruder: „Der edelste ist wohl der junge Mann, der seine Braut nicht will ins Unglück bringen.“

„Mir scheint,“ so hub der zweite Bruder an, „am edelsten die Braut zu sein, der ihres Vaters Wille über alles ging.“

Der jüngste Bruder aber sprach: „In meinen Augen ist der Räuber wohl der edelste. Ließ er doch die Braut,

die er behalten konnte, ungekränkt und unberaubt! Nur war es töricht, daß er ihr nicht wenigstens den teuren Schmuck genommen und behalten hat; denn dafür ist er doch ein Räuber.“

Da rief der Rabbi aus: „Nun, Gott sei Dank, daß er den Dieb uns offenbart hat!“ Und zum jüngsten Bruder hingewendet, sprach er: „Du Bösewicht, der du das Gut, das du mit deinen Augen nicht gesehen hast, behalten wissen willst, du hast fürwahr das Geld, das du gesehen, auch nicht unberührt gelassen. Gesteh, daß du es genommen hast!“

Betroffen schwieg der jüngste Bruder, der Schrecken lähmte seine Zunge — er war überführt. Er gestand dem Rabbi, daß er das Geld allmählich aus dem Kasten genommen und dafür Steine hineingelegt, bis gar kein Geld mehr zu entnehmen war.

Die Brüder aber sahen, daß ihm nicht zu helfen war und wollten nichts mehr von ihm wissen, so daß er fortan in Armut und in Elend leben mußte. (W. Mb. No. 222.)

### Der Lahme.

Ein lahmer Jude hatte viel davon gehört, wie in einer Stadt ein Arzt wäre, der alle Krankheiten heile und insbesondere die Blinden sehend und die Lahmen wieder gehend mache.

Er entschloß sich also kurz und gut, den Wunderdoktor aufzusuchen. In der Stadt angekommen, bemerkte er, wie nachts ein Mann umherging und die Kranken heilte; darüber verwunderte er sich sehr.

Als nun der Mann auch zu ihm kam und nach seinem Begehren fragte, antwortete der Jude: „Herr, ich bin ein armer Jude. Ich habe aber vernommen, daß ihr alle Krankheiten heilet, und darum habe ich mir ein Herz gefaßt und bin auch hierher gekommen und flehe euch an, daß ihr auch mich wieder gesund macht; denn ich bin lahm.“

Darauf erwiderte der Arzt: „Du bist ein Jude und weißt, daß Gott die Zauberei verboten hat, und dennoch kommst du her, daß ich ein Wunder an dir tue? Und glaubst, daß ich etwas vollbringen könne, was Gott nicht will? Vernimm! Ich bin ein böser Geist, der nur das Aussehen eines Arztes angenommen hat, um diejenigen Personen zu verderben, die an Zauberei glauben. Deine Krankheit war heilbar, und nach einiger Zeit wärest du wieder gesund geworden. Nachdem du dich aber auf Zauberwerk verlassen hast, wirst du zur Strafe bis an dein Lebensende lahm bleiben.“ (W. Mb. No. 190.)

#### 68. Warum die Wormser Juden besonders viel heimgesucht wurden.

Als Cyrus, der Begründer des Perserreichs, den Juden gestattete, wieder nach Palästina heimzuziehen, eilten diese voller Freuden aus allen Ländern der Zerstreuung in ihre Heimat und ließen sich in ihren früheren Städten nieder.

Nur die Juden in Worms folgten diesem königlichen Rufe nicht, denn sie waren reich und angesehen und mochten ihre neue Heimat nicht verlassen.

Auch als die Juden von Jerusalem ihnen schrieben, sie möchten doch ins heilige Land zurückkehren, damit sie zu den Wallfahrtsfesten in Jerusalem erscheinen könnten, denn von Worms aus sei das wegen der weiten Entfernung doch nicht möglich, schrieben sie ihnen zurück:

„Wohnet ihr im Namen Gottes in Groß-Jerusalem; wir aber bleiben hier in Worms, das ist ein Klein-Jerusalem und behagt uns wohl.“

Sie wollten also nichts von der Erlösung wissen, und ob dieser Widerspenstigkeit hatten die Wormser Juden später mehr zu dulden, als andere jüdische Gemeinden.

(M. niss. 1.)

## 69. Die Herren von Dalberg.

Zu Worms war eine Sitte, daß bei Fest- und Trauerzügen, ob man dem Brautpaar oder einer Leiche das Geleite gab, zwei Diener der Herren von Dalberg mit dem Stabe dem Zuge voranschritten.

Diese Sitte hat folgenden Ursprung.

Ein Herr von Dalberg hatte einen Sohn, der war an Leib und Seele herrlich ausgestattet und in Wissenschaften und in Sprachen wohl bewandert. Nun hätte er auch gern Arabisch lernen mögen, zog deshalb aus ins Morgenland und kam bis nach Jerusalem. Allein sein Reisegeld war aufgezehrt, und er geriet in bittere Not; von Hunger und von Krankheit todesmatt, lag er, von niemandem beachtet, bald im Straßenkot.

„Ach,“ rief er jammernd aus, „wenn hier doch einer wüßte, wer ich bin, und wer mein Vater ist; wenn einer hier den Namen Dalberg kannte, den Namen, der mit Ehrfurcht von so vielen wird genannt, ich würde nicht so elend liegen und verkommen müssen. Jede Wohlthat, die man mir erwiese, mein Vater würde doppelt und dreifach sie vergelten.“

So rief er jammernd aus — allein vergebens; er sprach ja Deutsch, und das verstand kein Araber.

Da kam zu seinem Glück ein Jude her, der Deutsch verstand. Als der den Fieberkranken sah, schaffte er ihn in sein Haus und in ein sauberes Bett, holte einen Arzt und pflegte ihn, bis er genesen war. Dann blieb der junge Herr noch bei dem Juden, bis er vollständig Arabisch konnte, und empfing in dieser Zeit von ihm, was er bedurfte.

Das alles schrieb der Sohn dem Vater. Der war nun sehr erfreut, daß seinem Sohne so viel Gutes war geschehen, sandte einen Boten mit viel Geld, den Juden zu bezahlen, und noch mehr. Dann zog der junge Herr von Dalberg heim.

Bald darauf starb der Vater, und es folgte ihm sein Sohn; der schrieb es in die Chronik seines Hauses, daß seine Nachfolger zu allen Zeiten den Juden freundlich bleiben und sie beschirmen sollten.

Seitdem schritten allen Zügen, in Freud' und Leid, zwei Dalbergische Diener mit Stäben voran, zum Zeichen dieses Schutzes. (M. niss. 2.)

70.

### Die beiden Unbekannten.

Zu Worms brennen in der Synagoge zwei Lichter zum Gedächtnis jener Unbekannten, die einst in schwerer Zeit die Juden in Worms vom Untergang gerettet haben. Auch bei der Seelenfeier des siebenten Pessachtages wird ihrer heute noch gedacht.

Dazu wird folgendes berichtet.

In der Osterwoche, der Zeit so mancher Prozession, am Tage vor dem Passahfest der Juden, zog eine Prozession auch durch die Judengasse. Da wollte es der böse Zufall, daß aus einem Hause, dessen Bewohner von der vorüberziehenden Prozession nichts wußten, ein Gefäß mit Unrat nach der Straße ausgeschüttet und ein Kreuzifix besudelt wurde. Man kann sich denken, welch ein Toben nun begann.

„Mit Absicht ist's geschehen! Sie wollen unser Heiligstes beschimpfen und verhöhnern! Schlagt die Juden tot!“ So scholl es durcheinander.

Doch ließ man ihnen eine Woche Frist, damit derjenige sich melde, der den Unrat ausgeschüttet hatte; der sollte dann getötet werden. Wenn er sich aber innerhalb der Frist nicht meldete, so müßten alle Juden sterben.

Die Woche ging herum, der siebente Tag des Pessachfestes war schon angebrochen, und noch hatte sich keiner gemeldet. So drohte der ganzen Gemeinde der sichere Untergang.

Zum letzten Male will der Synagogendiener sein Amt versehen, die Juden in das Gotteshaus berufen und öffnet todbereit das Thor der Judengasse.

Da gewahrt er außen vor dem Tore zwei unbekannte Männer, die begehren Einlaß.

„Wer seid ihr?“ ruft er fast bestürzt, „von wannen kommt ihr heut' am heiligen Festestage? Und gerade heute, an dem Tage, an dem uns allen der sichere Tod bevorsteht? Darum kehret eilends um und rettet euer Leben!“

Die Unbekannten aber sprachen: „Wir wissen alles, und eben darum kommen wir. Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, das Unheil von euch abzuwenden.“

Hierauf begaben sie sich auf den Marktplatz und sprachen also: „Ihr Herren und Bürger von Worms! Ihr steht bereit, die Judengasse zu erstürmen und alle Juden zu ermorden; vernehmet denn, daß sie unschuldig sind. Wir beide sind es, die an jenem Tage, zwar ohne böse Absicht, den Unrat auf die Straße gossen; wollt ihr dieses als Verbrechen mit dem Tode strafen, so tötet uns; doch schont der frommen Juden eurer Stadt!“

Kaum hatten sie gesprochen, so wurden sie ergriffen und unter Martern hingerichtet. Die Juden aber waren gerettet.

Ob die zwei Unbekannten wirklich Menschen waren? Oder Engel, von Gott gesandt, um die Gemeinde zu erretten?

(M. niss. 3.)

## Die Zaubergans.

Im 15. Jahrhundert geschah es einmal, daß eine mörderische Krankheit in der Stadt Worms wütete und viele Bürger ihr zum Opfer fielen. Doch in der Judengasse starb kein einziger.

Das machten sich die Judenfeinde bald zu nütze; sie stellten Zeugen auf, die unter Eid bekundeten: sie hätten es

gesehen, wie Juden um die Mitternacht aus ihrer Gasse sich geschlichen und in alle Brunnen Gift geworfen hätten.

Die Menge glaubte das sofort und faßte den Beschluß, an einem Tage alle Juden zu erschlagen: Männer, Frauen, Kinder, jung und alt. Dieser Tag fiel auf den 10. Nisan.

Man kann sich das Entsetzen denken, als die Juden den Beschluß erfuhren. Sie schickten Abgesandte an den Bürgermeister und baten ihn, das Unheil abzuwenden.

Der Bürgermeister, der eben vor dem Tore seines Hauses stand, war sehr erstaunt; er wußte nichts von dem Beschluß. Er hob ein Stäblein, das er sich soeben frisch geschnitten hatte, schlug damit auf die dicke Kette, die am Schlosse hing, und sprach: „So wenig dieses Stäblein es vermag, die dicke Kette hier zu sprengen, so wenig habt ihr Böses zu befahren.“

Doch wunderbar: die Kette sprang entzwei!

Da rief der Bürgermeister aus: „Wenn von dem Schlage dieses schwanken Stäbleins die Kette riß, so ist's ein Zeichen Gottes: er will den Tod der Juden! So nehme das Verhängnis seinen Lauf! Ich kann es nicht verhindern, will es aber auch nicht fördern.“

Da nun die Juden sahen, daß ihr Schicksal unabwendbar war, beschloßen sie, ihr Leben wenigstens so teuer hinzugeben, wie nur möglich.

Als nun der unheilvolle Tag gekommen war, gingen die zwölf Vorsteher der jüdischen Gemeinde auf das Rathaus, um dort in aller Form ihr Todesurteil zu vernehmen; es hatte aber jeder ein großes Messer unter seinem Mantel.

Im Rathaus saßen alle Herren schon versammelt; der Obmann las das Urteil und schloß es mit den Worten: „Des zur Straf' und Sühne sollen alle Juden miteinander Todes sterben.“

Da riefen die zwölf Vorsteher: „Das ist erlogen und das Urteil falsch; und sollen alle Juden sterben, so sterbet ihr zuvor.“

Mit diesen Worten stürzten sie sich auf die Herren, ein harter Kampf entspann sich, bis die Juden überwältigt waren; doch lag auch mancher Ratsherr tot am Boden.

Indessen hob auch in den Straßen das Geschrei und Morden an; die Juden zogen, zehn bis zwanzig Mann vereinigt, durch die Straßen und töteten von Christen, wen sie konnten; die Frauen aber steckten manches Haus in Brand und mehrten so den Schrecken in der Stadt.

Das alles half den Juden freilich nicht, und das Ende war, daß alle Juden, die man finden konnte, ermordet wurden. Denn alle fand man nicht, weil manche Christen, die die Beschuldigung der Juden nicht als recht erkannten, in ihrem Hause sie verbargen.

Das wußte man; doch mochte man nicht jedes Haus durchsuchen; man griff deshalb zu einem Zaubermittel. Durch Zauberbann ward eine Gans gezwungen, auf das Dach der Häuser hinzusiegen, in denen man noch Juden finden konnte. Die mußten dann sofort herausgegeben werden und gleichfalls sterben.

Zur selben Zeit befand sich in der Stadt ein fremder Jude, der auch in weltlicher Gelehrsamkeit bewandert war und ganz besonders gut Latein verstand, der war deshalb befreundet mit dem Pfarrer und von ihm in seinem Hause verborgen. Wie nun die Zaubergans von Haus zu Haus flog und angab, wo sich noch ein Jude fand, geriet der Pfarrer und sein Gast in Angst.

Doch dieser sprach zu seinem Wirt: „Ich weiß ein Mittel, das mich und manchen andern Juden retten kann.“ Und als der Pfarrer dieses hören wollte, fuhr er fort: „Ihr wollt doch eben in die Kirche gehen, um zu predigen. So leihet mir ein Priesterkleid und nehmt mich mit und stellt mich der Gemeinde als Amtsgenossen vor und laffet mich statt euer predigen!“

Nach einigem Bedenken willigte der Pfarrer ein, der Jude legte Priesterkleidung an, und beide gingen in die Kirche.

Sobald der Jude auf der Kanzel stand, hub er gewaltig an zu predigen, daß alle sich verwunderten. Mit dem Gebot der Nächstenliebe fing er an, dem wichtigsten Gebot, das Gott gegeben, und das sie gleichwohl nicht genug beachteten; wie sie vom blinden Haß sich leiten ließen, vom Haß zu Mord und Todschlag übergingen; so sei das jüngste Judenmorden auch nur Folge ihres Hasses, denn die Juden seien ganz unschuldig. „Und nicht genug,“ so schloß er seine Rede, „daß ihr das göttliche Gebot: ‚Du sollst nicht morden‘ aus eurem Herzen stoßet, so sündigt ihr auch noch durch Zauberei und Aberglauben. Oder meint ihr etwa, eine dumme Gans vermöge euch unfehlbar Wahres zu verkünden? Habt ihr noch nichts von trügerischer Zauberei gehört? Habt acht, ob eure Gans sich nicht noch einmal auf die Kirche setzt, in der doch sicherlich kein Jude ist. So laßet endlich ab von eurem Tun! Die Juden haben, ob sie gleich unschuldig sind, zumeist den Tod gefunden; wenn sich noch einer irgendwo verbirgt, so laßet ihn in Frieden leben!“

Er war noch kaum zu Ende, als sich ein Geschrei erhob: „Die Gans sitzt auf dem Kirchendach! Die dumme Gans! Hier in der Kirche gibt es keinen Juden! Der Prediger hat recht: die Zauberei ist trügerisch! Fort mit der Gans!“ So klang es durcheinander.

Und als sie aus der Kirche kamen und auf dem Dach die Gans erblickten, bereuten sie, was sie getan, und mit dem Glauben an den Zauber war es aus.

Der 10. Adar aber ist in Worms ein Fasttag bis auf diesen Tag. (M. niss. 10.)

72.

### Rabbi Meir von Rotenburg.

Dieser fromme und gelehrte Mann war Großrabbiner des Deutschen Reichs und blühte um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Er hat manches gelehrte Buch geschrieben und ist auch als religiöser Dichter geschätzt.

Da es den deutschen Juden unter Kaiser Rudolf von Habsburg schlecht genug erging, so wollten sie, zumal die in den rheinischen Städten, nach Jerusalem auswandern; an ihrer Spitze R. Meir, der damals seinen Sitz in Mainz hatte.

Er war schon glücklich in der Lombardei, als ein getaufter Jude ihn erkannte und verriet. Der Kaiser hatte längst nach ihm gefahndet, denn man hatte ihm gesagt, die Juden würden sicherlich ein hohes Lösegeld für ihren hochverehrten Rabbi zahlen.

So ward der Rabbi Meir in den Turm zu Ensisheim gesetzt, doch war die Haft sehr milde; man ließ ihm alle Bücher zum Studieren und jede andre Freiheit, nur daß er sein Gefängnis nicht verlassen durfte.

Als die Juden hörten, R. Meir sei gefangen, brachten sie ein großes Lösegeld zusammen. Allein der Rabbi schrieb an alle Juden, es sollten nicht mehr als 500 Gulden Lösegeld geboten werden — bei Vermeidung seines Bannes. Der kluge Mann erkannte wohl, daß sonst noch mancher Rabbi könnte aufgehoben und dann gegen hohe Summen freigegeben werden — das wollte er vermeiden.

Nun weiß man nicht, warum der Rabbi just 500 Gulden angab; das aber ist gewiß, daß ihn der Kaiser dafür nicht herausgab, und so blieb denn Rabbi Meir sieben Jahre, bis zu seinem Tode, im Gefängnis.

Jetzt kam Befehl, den Leichnam zu bestatten, und die Knechte kamen, ihn herauszuholen. Doch wie sich einer nur der Türe nahte, um sie aufzuschließen, fiel er tot zu Boden. Da wagte endlich keiner mehr hineinzugehen.

So blieb der Leichnam 14 Jahre im Gefängnis liegen und verweste in den Kleidern.

Nun war zu Worms ein reicher, kinderloser Mann, mit Namen Alexander, der gedachte Gotteslohn sich zu verdienen, wenn er den Leichnam dieses heiligen Mannes löste und bestattete. Vom Tode jener Knechte, die ihn einst begraben sollten, hatte er gehört; doch hoffte er, daß ihm,

dem Glaubensbruder, der in Ehrfurcht und in reiner Absicht komme, nichts geschehen werde.

So begab er sich zum Kaiser, bot das Lösegeld und war erfreut, als der ihm die Erlaubnis gab, den Leichnam aus dem Turm zu holen und zur Erde zu bestatten, wo es ihm beliebte.

Doch Alexander hatte immerhin noch Furcht, es könnte die Berührung der Gebeine Rabbi Meïrs, gleichwie vor 14 Jahren jenen Knechten, auch ihn das Leben kosten. Er ließ sich also waschen, wie man einen Toten wäscht, zog seine Sterbekleider an und andere Kleider darüber, nahm einen neuen Sack und eine neue Lade nebst einigen Dienern und fuhr auf einem neuen Wagen zum Gefängnis.

Nicht ohne Spannung und in sicherer Entfernung ließ man Alexander sich der Türe nahen. Doch nichts geschah! Er schloß sie auf, las die Gebeine in den neuen Sack hinein, tat diesen in die neue Lade und die Lade auf den neuen Wagen, holte dann auch alle Bücher und die Pulte ohne jeden Unfall und kam glücklich wieder heim nach Worms.

Hier begrub er die Gebeine, setzte einen schönen Denkstein auf das Grab, auf dem zu lesen stand, wann R. Meïr ins Gefängnis kam, wann er darin gestorben und wann er begraben worden.

Im selben Jahre starb auch Alexander. Vor seinem Tode hatte er gebeten, ihn neben Rabbi Meïr zu bestatten.

Diese Bitte ward erfüllt und seine fromme Tat auf seinen Leichenstein geschrieben.

(M. niss. No. 14.)







